

II. Teil.

Licht nach dem Dunkel.





In einer neuen Welt.

Das innere Leben einer gereiften Seele hat immer eine wunderbare Geschichte. Am seltsamsten aber sind die Schicksale derer, die von der Welt unbeachtet, von den Ihrigen verkannt, einsam und freudlos ihre Straße einherzogen und schon in frühester Jugend den Ernst und die Tiefen des Lebens erfahren mußten. Solche moralische Kämpfer gibt es noch heute unter Israel und die christliche Bruderhand sollte sich ihnen entgegenstrecken.

Mit dem Worte: „Glaube an Jesum Christum“ ist das große Problem nur theoretisch gelöst, praktisch ist der Glaube eine große sittliche Tat, die viel Mannesmut erfordert, und wir sind alle leidenscheu. Wem die Stimme der Wahrheit nicht bloß ins Ohr, sondern in die Seele gedrungen, der muß ein Zeuge derselben werden, wenn auch auf dem Wege des Kreuzes, nur dieser führt zu Sieg und Leben. Die Feinde drängen uns durch die enge Pforte, ließen sie uns in Ruhe, so würden wir vielleicht den bequemen Weg nicht verlassen, so wird das Wort wahr: „Unsre Gegner sind unsre Helfer“.

Gottlob! ein Vaterauge wacht über den Irrenden, eine unsichtbare Hand hebt sie aus den trostlosen Tiefen auf den mühseligen und doch seligen Weg der Gnade, ja bis hinauf zu den lichten Höhen des Kreuzes, zum Vaterherzen Gottes. Dunkel ist unser Lebensweg, so lange das Licht von oben ihn nicht bescheint, finster ist es in der Seele, bis das Wort des Herrn ertönt: „Es werde Licht“. Dann wird es licht in uns, und unsere Augen erkennen auch in den dunkelsten Stunden unseres Lebens die Liebesabsicht Gottes und unsere Seele erhebt

den Herrn, der uns so viel Gutes getan und unseren Mund fröhlich macht, daß wir seine Wundertaten rühmen dürfen.

Wie lebhaft regt sich in mir der Wunsch, daß doch alle Geistesverwandten es fühlen möchten, was es heißt, Christ zu sein! O, daß doch allen suchenden Seelen Jesus das sein möchte, was er mir in der That ist, daß sie sich bei jeder ernsthaften Betrachtung der Persönlichkeit Jesu zu gleichem Empfinden gestimmt und begeistert fühlen möchten! Daß auch meinen Brüdern nach dem Fleische der gekreuzigte Heiland, dem sie in ihrer Blindheit so lange widerstehen, das werden möchte, was er mir durch Gottes Gnade geworden ist.

Wolle Gott auch diesen Blättern Augen und Herzen bescheren, welche die Wahrheit begehren und nach dem Reiche Gottes trachten, damit alles geschehe zu seines Namens Ehre.

Sei gnädig, o Herr, den Deinen! sei gnädig Deinem schwachen Knechte. Tilge alle Flecken der Eitelkeit, wo sie unbewußt aufstieg, denn Dein Knecht ist Erde und Asche. Gib, daß was er gab zu Deiner Ehre diene und daß nicht schade, was unnütz und eitel war.◀

So war denn der große Schritt getan aus der alten Welt hinaus; abgeschlossen lag nun das Leben im Dunkel des nach Erlösung schmachtenden Israel, und das neue Leben begann im Lichte des Evangeliums; der erste Schritt in der Nachfolge des rettenden Heilandes war getan, ein Gang wohl durch Leiden im Kreuztragen, aber doch voll Freuden, voll innerem Frieden und seliger Verheißung.

Wie aber der Gerettete, vom festen Felsengrund zurückblickend in die schäumenden Wogen, mit denen er eben noch in bitterster Not gerungen, nicht anders kann als die Hand ausstrecken, um seine Leidensgenossen, die das rettende Eiland nicht sehen oder nicht erreichen können, aus den dunklen Fluten auf festen Boden hinaufzuziehen, so brannte auch in Gurlands Herzen das heiße Verlangen seinen Brüdern zu helfen, der innige Wunsch, daß es ihm vergönnt sein möchte, sie zu rufen, zu locken, ihnen den rettenden Felsengrund zu zeigen und mit vielen seines Volkes gemeinsam niederzuknien und anbetend zu preisen den so lange ersehnten und nun endlich gefundenen Messias.

Pastor Faltin, der Gurland immer inniger liebgewonnen und ihn für ganz besonders geeignet zum Judenmissionar hielt, auch die Hoffnung faßte, ihn einst als Gehilfen in dieser Tätigkeit an seiner Seite zu sehen, hatte diese Möglichkeit immer ernstlicher erwogen und Gott um Licht und Hilfe gebeten, wie diese Sache hinauszuführen wäre. Da kam ihm der Gedanke, sich an die Berliner „Gesellschaft zur Förderung des Christentums unter den Juden“ zu wenden. Das Komitee dieses Vereins ging auch auf Faltins warme Empfehlung freundlichst ein, wünschte nur vorher eine Probearbeit zu sehen, um selbst über Gurlands Fähigkeiten urteilen zu können. Die Übersetzung der zugesandten religiösen Schrift fiel zur vollsten Zufriedenheit der Herren in Berlin aus, da sie nicht nur Zeugnis von genauester Kenntnis der alt-hebräischen Sprache, sondern auch von innerer Reife und Bildung ablegte.

So erweckte denn die Kunde, daß die Herren bereit seien, Gurland und seine Frau in ihrem Konvikt aufzunehmen und ihn zum Geistlichen ausbilden zu lassen, große Freude. Lob und Dank füllte die Herzen gegen Gott, der Weg und Mittel gewiesen, und der Tag der Abreise konnte festgesetzt werden.

Ehe die Reise angetreten wurde, kamen einige Juden zu Gurland und begannen in freundlicher Weise: „Wir wissen wohl, daß Sie sich haben taufen lassen und im blinden Eifer von der Religion unserer Väter abgefallen sind, aber wir haben auch gehört, daß Sie diesen Schritt ernstlich bereuen und ihn gern rückgängig machen würden. Wir sind gekommen, um Ihnen dazu behilflich zu sein, und bringen Ihnen 600 Rubel, damit Sie nach Konstantinopel fliehen können. Dort weiß niemand, daß Sie getauft wurden, und Sie können wieder als Jude leben wie früher.“

Mehrmals versuchte Gurland sie zu unterbrechen, als er nun das Geld ablehnte und seinen Standpunkt erklären wollte, riefen sie: „Sollten Sie mehr Geld nötig haben, so sind wir gern bereit, Ihnen noch mehr nachzusenden. Weigern Sie sich aber, unseren wohlgemeinten Rat zu befolgen, so teilen wir Ihnen mit, daß Sie dann nicht lebend die Stadt verlassen werden.“

„Es würde auch nichts nützen,“ fiel der Zweite ein, „falls Sie dem Gerichte anzeigen wollten, daß wir gedroht, Sie umzubringen, denn uns stehen 20000 Rubel zur Verfügung, um einen Prozeß gegen Sie zu führen, und wenn wir durch denselben auch nur erlangen, daß Sie, als unter Gericht stehend, nicht aus dem Lande gelassen würden, so sind wir auch damit zufrieden, Sie können dann wenigstens nicht anderen schaden.“

Trotz dieser Drohung reiste er mit seiner Frau am festgesetzten Tage ab. Pastor Faltin, der ihn gern eine Strecke Weges geleitet hätte, wurde durch Amtshandlungen daran gehindert. Unter Gottes Schutz gelangten sie glücklich nach Berlin und fanden im Missionskonvikt, dessen Hausvater Pastor Witte war, freundliche Aufnahme. Auch die Herren des Komitees vom Verein der Ausbreitung des Christentums unter den Juden kamen ihnen mit großer Zuvorkommenheit entgegen. Durch seine Studien im Missionsseminar bildete sich ein herzliches Verhältnis zu Missionsdirektor Wangemann und den Inspektoren Krazenstein und Plath, die auch in späteren Jahren noch brieflich und persönlich warmen Anteil an ihm nahmen.

Es war eine ganz neue Welt, in der sich Gurland nun bewegte. Umgebung, Anschauungsweise, Gebräuche und Gewohnheiten wichen so meilenweit ab von dem ihm bisher bekannten, und die Furcht anzustoßen, sowie das Bewußtsein, die deutsche Sprache nicht vollständig zu beherrschen, erschwerten ihm das Einleben. Allmählich jedoch trat er einigen seiner Studiengenossen im Missionsseminar näher, eine ganz besondere Gnade aber erwies ihm Gott durch die innige Herzensfreundschaft mit dem Studenten der Theologie Max B., späteren Professor in M. und dann Pastor zu S. In ihm fand er seinen tiefschmerzlich vermißten Freund Samuel wieder; ihm konnte er die tiefsten Tiefen seines Herzens erschließen, bei ihm fand er volles Verständnis, warme Gegenliebe, Ermutigung und anregende Geistesbildung, wie sie seinem wunden Gemüt unendlich wohlthun und segensreich werden mußte.

Fräulein Emma Faltin, die Schwester des Pastors, die auch als Pate bei Gurlands Taufe gestanden, hatte in großer Liebenswürdigkeit Gurland ein Empfehlungsschreiben an einen

ihr bekannten Herrn W., dessen Mutter und Schwestern mitgegeben. Fast ein halbes Jahr lang zögerte Gurland, davon Gebrauch zu machen; durch Fräulein Faltin gemahnt, ging er endlich, um seiner einsamen Frau Umgang zu schaffen, in das W.'sche Haus, das ihm in der Folge zu einer wahren Segensstätte wurde. Mit großer Herzlichkeit aufgenommen, erschloß sich ihm hier eine reiche Geisteswelt, ein schönes Familienleben, aufrichtige Humanität und Vielseitigkeit, die für die weitere Entwicklung seines Charakters von großer Bedeutung waren.

Auch die Verwandten der W.'schen Familie öffneten ihm in so großer Herzlichkeit ihre Häuser, daß er sich unter ihnen wohlfühlen mußte und viel Anregung fand. Hier war es auch, wo er den Bruder des späteren Generalsuperintendenten B. kennen lernte und sich von dieser frischen poetischen Natur gleich angezogen fühlte. Leider mußte Max B. schon im folgenden Jahre Berlin verlassen, da er seine Studien in Halle fortsetzte, wo er bald Amanuensis (Schriftgehilfe) des berühmten Professors Tholuk wurde. Bei seinen Besuchen lernte Gurland auch diesen höchst originellen, geistreichen, alten Herrn kennen und erzählte im späteren Leben oft von den unvergeßlichen Spaziergängen mit ihm.

Dieser Trennung der Freunde verdanken wir einen großen Reichtum gehaltvoller Briefe, die uns Einblick gestatten in die innere Entwicklung und das Seelenleben Gurlands während der drei Jahre, die er in Berlin seinen Studien widmete und über die wir sonst sehr spärlich unterrichtet wären.

War Gurlands Gesundheit von klein auf eine sehr zarte gewesen, so verschlimmerte sie sich bei anstrengender Studienarbeit und bald stellte sich Blutspeien ein. In großer Freundlichkeit sandten ihn die Herren vom Vorstande der Judemissionsgesellschaft zur Kräftigung an den Ostseestrand in ein christliches Hospiz. Er erholte sich sichtlich und benutzte die Ferienzeit, um Pastor Faltins Wunsch nachzukommen und sein hebräisches Tagebuch aus der Jugendzeit, sowie seine Briefe an Samuel, die er nach dessen Tode zurückerhalten hatte, zu übersetzen. Pastor Faltin, sein Freund Max B. und einige andere, die von dem tiefen Ernst und erschütternden Seelenkampf, dem

Suchen nach Wahrheit und Gotteserkenntnis in diesen Schriften ergriffen waren, drangen auf ihre Veröffentlichung. Gurland selbst legte ihnen keine Bedeutung bei und sein Widerstreben hinderte das Erscheinen derselben, bis sie nun in diesem Buche in verkürzter Form veröffentlicht worden sind. Dieses Tagebuchs wird öfters in der Korrespondenz der Freunde Erwähnung getan.

Freundschaft.

Sein Freund Max B. schreibt ihm unterm 21. September 1865:

Es ist wahrlich eine schöne und wunderbare Fügung, die uns zusammengeführt hat, und es sind edle Fesseln, die uns verknüpfen und hoffentlich immer fester verknüpfen werden. Je unabweislicher sich das Gefühl aufzwingt, daß der Mensch nicht bestimmt ist, einsam und von anderen getrennt zu wirken, je inniger er sich als Glied eines großartigen Organismus fühlt, um so glühender wird in ihm die Sehnsucht, aus sich herauszugehen und sich seiner Bestimmung gemäß mit einem anderen Glied der großen Menschheitskette innig zu verbinden; denn dann erst vermag er sich als Mensch zu fühlen, mit der Menschheit in eins verbunden.

Wenn ich auf meinen Fußreisen an einen Ort kam, der durch seine Schönheit und Erhabenheit sich tiefer der empfindenden Seele eindrückte, so habe ich gern ein Zeichen meiner Anwesenheit zurückgelassen, vielleicht dadurch, daß ich meinen Namen in eine Baumrinde schnitt, gleich als bliebe ich dadurch in innigerem Zusammenhang mit dem Orte! Um wieviel größer und schöner ist der Gedanke, daß man seinen Namen nicht in eine tote Baumrinde, sondern im Herzen eines lieben Menschen eingegraben weiß.

Wie sehr wünsche ich, daß wir einmal eine Zeit ungestört zusammenleben könnten, da uns dieses in Berlin so wenig möglich ist; wir müssen uns selbst erst richtig kennen lernen, denn wenn mir auch Dein Tagebuch einen tiefen Blick in Dein Herz erlaubt hat, einen erquickenden und aufrichtenden Blick,

so weißt Du doch noch garnicht, was ich eigentlich für ein Kerl bin und ob ich Deine Liebe verdiene

Es hat mich tief betrübt aus den Briefen von W. zu hören, daß Du noch immer so viel zu leiden hast. Ich komme nun mit der innigen Bitte: Sorge ernst und treu für Deine Gesundheit. Die Fügungen Deines Lebens sind wunderbar gewesen, und ich lebe der Überzeugung, daß Du noch zu Größerem auf Erden berufen bist; daher erfülle meine Bitte, die erste, die ich an Dich richte.

»Sei mir tausendmal begrüßt, mein lieber, guter Max, antwortet ihm Gurland, Dein Brief wirkte belebend auf meine trübe Gemütsstimmung, die durch viel störende Einwirkungen fast erstarrt war, ich will Dich nicht mit der Detaillierung ermüden, aber Mückenschwärme können selbst einen Löwen ermatten. Dein frischer Brief vertrieb den bösen Schwarm.

Du fragst, wie ich lebe? Einsam und harmlos. Mit wem ich verkehre. Tatsächlich mit keinem. Auch von Berlin kann ich Dir nichts Neues melden, da ich wirklich Tag und Nacht arbeite. Ubrigens bin ich damit einverstanden, da mir sonst die Trennung von Dir zu schwer fiel, ja unerträglich wäre. Ich ging zuerst so verzagt einher, daß meine liebe Frau mir mit Recht Vorwürfe machte. Mein Dasein erscheint mir oft wie ein verwickeltes Rätsel. So vieles regt sich und entwickelt sich in mir. Gottlob, daß ich einen festen Grund für meinen Glauben gefunden und darum auch eine feste Hoffnung auf die Hilfe des Herrn. Doch fort von mir, wir sind wohl genötigt, fort von uns auf die gärende, dampfende Welt um uns her zu sehen. Die ernste Mobilmachung macht mir Deinetwegen Sorge. Der politische Himmel ist gewitterschwer. Gott erhalte Dich mir! . . . «

Mein herzlichster Freund! schreibt B. aus Halle, am 20. März 1866.

Du willst von meiner eigenen geringfügigen Person hören; sieh, ich möchte mich einer Biene vergleichen; in Berlin war für die Biene viel Gelegenheit, Nahrung zu suchen; mit behaglichem Summen flog sie von Blume zu Blume, den süßen Honig einsaugend; aber ich vergaß Wachs zu sammeln; formlos

und schrankenlos fließt der Honig ohne festes Behältnis umher, und ich muß fürchten, ihn zu verlieren, wenn mir nicht der Bienenvater zu Hilfe kommt und Wachsellen in meinen Korb setzt. Da kommt nun der Bienenvater Tholuck und fängt an, gleich einem geschickten Töpfer, zu formen; er zeigt, wie ich die Zellen bauen soll, damit das wüste Chaos Ordnung und Gestalt erhalte. Ich hoffe, daß Tholuck mir eine zentripetale Kraft werden wird, damit ich nicht haltlos nach allen Seiten auseinanderflattere. Tholuck ist eine tiefe, religiöse, sittliche Persönlichkeit und übt auf die Menschen einen energischen Einfluß aus; in diese Form möchte ich mein schwankendes Innere pressen Es tut mir so innig leid, daß Du niemand hast, dem Du auch die innersten Falten Deines gequälten Herzens in persönlichem Verkehr offen darlegen kannst. Du neigst dazu Schmerz und Kummer in Dir zu tragen, und sie zernagen dich insgeheim! Eine Natur, wie die Deinige, bedarf des Ausschüttens, des Ablagerens in einen gleichgesinnten Geist, wo das Echo der Klagen ein Wort der Liebe ist. Du armer, lieber Freund! Soll Dir denn nach Jahren bitteren Kampfes und innerer Zermühlung nicht ein freundliches, heilendes Dasein erblühen? O, könnte ich doch dazu helfen! Hier fühle ich schmerzlich die Schwachheit und Ohnmacht des Menschen . . . Wenn der Verkehr mit W. ein näherer wird, wirst Du Dir dort Seelenbalsam und Erquickung holen Was beschäftigt Dich jetzt am meisten bei Deinen Studien? Hast Du Zeit gewonnen, die letzte Hand an Dein Tagebuch zu legen, damit die Herausgabe nicht zu lange verzögert wird?

O Freund, ich habe Augenblicke, wo es mir aufgeht, gleich dem Blitzstrahl, der die düstere Nacht erhellt, daß die Philosophie mich zwar deutlicher empfinden läßt, wie hungrig und durstig ich bin, aber keine Speise und Trank bietet. Das Menschenherz ist zu groß, um sich in die Schulgerippe einer verhungerten Logik einzuleben. Hätte es dem Tantalus geholfen, wenn ein dickbelederter Professor der Philosophasterie ihm den Begriff des Hungers und Durstes definiert hätte, oder deutlich gemacht hätte, was das Obst an sich sei! Ich wenigstens hätte ihm möglichst kräftig hinter die Ohren geschlagen, dem

aber hätte ich die Hand geküßt, der mir ein saftiges Birnlein geboten. Und wenn er nun gar, wie Du, mein lieber Freund, es so oft bei mir getan hast, ihm die ganzen Taschen voll Apfel gepfropft hätte, nun so würde er ihm um den Hals gefallen sein und ihn geküßt haben vor Freude und Dankbarkeit! Sage mir: sind wir nicht im selben Fall wie Tantalus? Wir hungern nach dem Brot des Lebens und dürsten nach frischem Wasser, unsere Seele zu erquicken, müßte man sich nicht für gesoppt halten, wenn die Philosophie sich rühmt: sie vermöge diesen Hunger zu stillen, diesen Durst zu löschen, und dann — bietet sie: Steine statt Brot und Wind statt Wasser.

O, diese Augenblicke, in denen ich das lebhaft fühle, sind voll heiliger Begeisterung: da fühle ich: wie wichtig sind die Gedanken der Menschen, und ihre Ratschläge schnellen in die Luft, als zu leicht befunden; da geht mir auf die Seelenkraft, daß Gott der Fels ist, den ich suchen muß. Nach ihm dürstet meine Seele, nach ihm lechzt mein Leib! Denn er läßt strömen Bäche des Lebens, und die Fülle des Geistes strahlet aus ihm!

Ich finde, daß die unglücksschwangeren Gedanken, die jetzt gewaltigen Schrittes durch die Welt wandeln, duftend nach Moder und klappernd gleich Totengebeinen, den Menschen auf sich selbst stellen: jeder einzelne muß mit sich Abrechnung halten, was er hat und was nicht; solche Zeiten haben das Gute, daß sie jedem Schein von Heuchelei spinnefeind sind. Viel Krankhaftes und Ungesundes wuchert in den jezigen Weltzuständen, und wenn das Unkraut nicht den Weizen ersticken soll, so muß es geschnitten und ins Feuer geworfen werden. Freilich werden die scharfen Sicheln von Menschenhänden geschwungen, und es ist darum nicht zu vermeiden, daß auch Weizen mit abgeschnitten wird, auch Unschuldige leiden müssen; aber das ist besser, als wenn der ganze Leib verdürbe. Und darum sehe ich jetzt dem mörderischen, wilden Kriege ruhigen Auges entgegen. Ich fühle mich ruhig in Gottes Hand, der mich werfen wird, wie der Knabe seinen Spielball, — aber Gott weiß, wohin er den Ball zu werfen hat; er ist kein mutwilliger Jongleur. Der Krieg wird auf allen Gebieten des menschlichen Lebens ungeheure Veränderungen hervorbringen, und

seine Geißel wird züchtigend und bessernd treffen und neue Daseinsformen schaffen! Er wird die ganze Atmosphäre reinigen, und vielleicht blühen Pflanzen auf, denen bis jetzt nur die Bedingungen zum Wachsen und Gedeihen fehlten. Auch Wissenschaft und Poesie wird neu erblühen, und ein solideres Gebäude wird erstehen, als es unsere jetzigen philosophischen Systeme und unverdaulichen Dogmatiker zeigen

Dies sind Gedanken eines armen deutschen Studentleins, dem Du es schon einmal vergönnen magst, wenn er den Mund ein bißchen voll nimmt und auch seine Ansicht über den Krieg äußert. Es ist leicht möglich, daß ich nächste Zeit in die rote Tasche gesteckt werde. Gott lenkt!

Um den Freund besorgt, entgegnet Gurland:

»Mein teurer Max! Dein lieber Brief hat mich in Freude und Schrecken zugleich versetzt. Deine ruhigen, ergebenen Worte, daß Du vielleicht in die rote Tasche gesteckt werden könntest, haben mich wie ein Donnerschlag erschüttert, und dieser bittere Tropfen hat mir den ganzen Inhalt Deines Briefes in einen Taumelkelch verwandelt. O, daß ich Dich wenigstens vorher sehen könnte! Der Gedanke, Dich, meinen einzigen Herzensfreund, zu verlieren, dieser Gedanke ach! die halbvernarbten Wunden um meinen geliebten seligen Samuel bluten bei diesem Gedanken so sehr, daß ich mich kaum beruhigen kann. Aber Gott ist gütig, Er lenkt und regiert, sein Wille geschehe!

Mein teurer Max, Mut! Wir wollen nicht verzagen, nicht den Kopf hängen lassen; wir sehen uns wieder, ich glaube es fest! Ja, lieber Bruder, uns ist bange, aber wir verzagen nicht

Hier ist ein Mann, den ich fast beneiden möchte, daß er in gegenwärtiger Zeit lachen kann! Niemand wird leugnen, daß dieses eine Kunst ist, in so verdammt ernsthafter Zeit, wo man nicht einmal sicher ist, daß einem nicht das Zwerchfell requiriert wird, um es in ein Trommelfell zu verwandeln! Aber ebenso wahr ist's auch, daß es gar nicht mehr zum Aushalten auf diesem Planeten wäre, wenn man nicht harmlos lachen dürfte! In der That ist keine Arznei wirksamer als die, welche uns der heitere Jokus in seiner bunten Schale reicht.

Jede Anwandlung der Milzsucht, jedes feindselige Gefühl zer-
rinnt von der Wunderkraft seines Heiltropfens, und glück-
licherweise ist das Lachen noch mit keiner Steuer belegt
worden.

Lachen mußte ich auch, als Du mich nach meinen Memoiren
fragtest: ob sie jetzt gedruckt werden? Ich habe sie schon lange
vergessen und das freundliche Anerbieten der guten Frau Schul-
rat Sch. abgelehnt; denn was sollte die Welt mit meinen paar
Brocken Ideen, die noch dazu in sich selbst so unklar und un-
reif sind? Wohl treibt der Baum im Frühling eine ver-
schwenderische Fülle von Blüten, aber tausende fallen ab, tausende
verwehen und tausende vertrocknen in der Hitze. Nur wenige
setzen Früchte an, und nur wenige Früchte reifen und enthalten
gesunde Keime einer neuen Fruchtbarkeit. Keine Frucht aber
reift langsamer, als die Frucht unseres Geistes.

Wie ganz besonders erfreulich waren mir Deine Äußerungen
in dieser Beziehung. Dein Geist entwickelt sich und reift ganz
meinen Erwartungen und Hoffnungen entsprechend. Dank dem
lieben, guten Tholuck! Wie sind doch Deine Worte ganz wie
aus meiner Seele gesprochen. Der treue Gott bewahre Dich
unter dem Schutze seiner Gnade.◀

Im Juli 1866 schreibt Max B.:

Es ist Sonntag nachmittag. Gewöhnlich fragt mich der
gute, alte Tholuck: „Wem werden Sie sich heute ans Herz
legen?“ Es ist wahr, man fühlt am Sonntag nachmittag einen
besonderen Drang sich an eine verwandte Seele zu schmiegen,
so sei mir denn von Herzen begrüßt. Gleich den Strahlen des
goldenen Himmellichtes, die unermessliche Fernen durchdringen,
möchte ich an Deinem heutigen Geburtstage die Gedanken meiner
Liebe zu Dir senden. Oder sollten des alldurchdringenden Geistes
Schranken enger gezogen sein, als die der Sternenwelt? Sollten
die Lichtwellen lebloser Gestirne freier und kühner walten, als
die Kraft des Geistes im Menschen? Aber in ihm wohnt doch
der Glaube, der Berge versetzen kann, die Liebe die alles über-
windet, und diesen schwellenden Gewalten traue ich zu, daß sie
auch durch den bitteren Galläpfelextrakt auf die Freudensseele
wirken.

Die reine, hohe Gottespflanze der Liebe bringe ich Dir, teurer Freund, und ihr entsprossen Heilswünsche. Wenn das Göttliche ungezwängt durch die Sklavenkette des Egoismus aus dem Menschen hervorbricht, sehen wir da nicht Gottes Antlitz? hören wir da nicht Gottes Stimme? denn in unsrer Brust horsten Adler göttlicher Begeisterung, deren Schwingen ihn erheben über die Alltäglichkeit und Finsternis der Lebensorgen, selbst über die Fieberschauer des Todes! Diese göttliche Ahnung flüstert mir zu, daß Dein Pfad, oft umschattet von drückender Wolkenlast, mündet im Glanz ewiger Freude!

Dein Brief übers Lachen entlockte mir Lachen — obgleich mir nicht lächerlich zu Mut ist, ich fühle, daß meine Bestimmung wäre, die Waffen zu schwingen für die Entwicklung Deutschlands, deren Schutz ich in Preußens Sieg sehe; der Katholizismus Osterreichs hat schmadvoll genug das neue Wachstum des deutschen Geistes gehemmt. Eben habe ich am Himmel das Schauspiel erlebt, daß ein Sturm nötig war, um die düsteren Wolken zu verjagen, nun brechen in ungehemmtem Strahlenglanze die Lichtgarben der Sonne auf die harrende Erde herab! Dieser Sturm ist der Krieg. Hast Du gehört, wie an dem Bußtage, den unser König anordnete, die Kirchen allerorten zum Zersprengen voll gewesen sind? An Orten, wo die Bänke sonst leer standen? Das war nicht allein die Angst vor der Kriegesfurie, die die Menschen zu ihrem Gott trieb; das war das Frühlingswehen eines neuen Geistes, der die Eischollen des politischen und religiösen Pharisäertums abstreift, um in jugendlicher Gestalt Auferstehung zu feiern. Was die Freiheitskriege nicht erreicht, was die deutsche, allgemeine Burschenschaft, deren Erbe zu sein auch ich mich rühme, was hohe, edle, aber verkannte Geister seitdem vergebens erstrebt, wird dieser Krieg uns bringen. Bismark wird, getrieben durch höhere Kräfte, Gottes Willen vollziehen. Wie gern weihete ich meine geringen Kräfte, an diesem Stück Weltgeschichte mitzukämpfen! Gott hat es anders gewollt! Eine Petition an den König um Einberufung der Studenten und Bildung eines besonderen Korps von Freiwilligen, scheiterte an der Philiströsität eines Teiles der hier einberufenen allgemeinen Studenten-

versammlung. Da heißt es, sich in Ruhe fügen, aber es wird mir schwer.

Gurlands folgender Brief ist datiert vom 19. September 1866 11 Uhr nachts nach dem Truppeneinzug in Berlin.

... »Ich sitze an meinem Pult, in Zigarrennebel gehüllt, und grübele; der silberne Mond scheint ins Zimmer, und der prächtige gestirnte Himmel redet auch ohne Worte so sanft und lieblich zu mir. Es drängt mich in diesem traulichen Augenblick mit Dir zu reden, mein teurer Max! Dein Name hat für mich einen besonderen Reiz, und als ich neulich von einem hiesigen Bekannten um Rat gefragt wurde, wie er seinen neugeborenen Sohn nennen sollte, schlug ich gleich den Namen „Max“ vor, den der glückliche Bengel auch bekam. Und wenn ich 12 Söhne, wie der alte Jakob, hätte, sie hießen doch alle: Max, Märchen, Maximilian, Maximus usw. ...

Habe Dank für Deine lieben Zeilen, die mir ein Labfal waren in der geistigen Dürre, in der ich mich jetzt befinde. Vorigen Sonntag habe ich predigen müssen, und von nun an alle vierzehn Tage, und Du kannst Dir denken, was das mir für Schwierigkeiten macht. Wenn Du aber wüßtest, wie oft ich Dein gedenke, und was Deine Briefe mir sind, und wie sehr sie zur Entwicklung meines Geistes beitragen, ich glaube, Du gönntest sie mir öfters. Welch gesunder frischer Geist atmet aus Deinen Briefen! Du glaubst nicht, wie unbedeutend ich mich gegen Dich fühle. Bin ich auch an Jahren älter als Du, und habe schon so manches erlebt, so bin ich doch in mir noch gar nicht recht fertig. Vielem, was in mir schlummert, vermag ich nicht Worte zu geben, und wenn ich dann ab und zu etwas Rechtes lese, dann wird es hell in mir; dann sage ich mir: „Das! das ist es, was Du geträumt, gedacht, empfunden, ohne ihm Ausdruck geben zu können.“ Und wo empfände ich das mehr, als in Deinen Briefen.

Wir schmeichelten uns mit der Hoffnung, daß der Truppeneinzug Dich nach Berlin bringen würde; doch gönne ich Dir statt des Berliner Getümmels Dein Ruheplätzchen. Halt! mir wird so schlecht — ich muß aufhören ...

Den 21 ten.

Vorgestern beim Brieffschreiben überfiel mich eine Ohnmacht; man brachte mich zu Bett, ein Arzt wurde geholt, er erklärte es für Cholera und setzte alle Mittel in Thätigkeit. Zwölf Stunden rang ich mit dem Tode, — (was ich dabei empfunden, gedacht, gefühlt und gewünscht, das kann ich Dir jetzt nicht sagen). Gestern um Mittagszeit erklärte der Arzt mich für gerettet, die Gefahr vorüber! Ich bin noch sehr schwach, aber darf etwas aufstehen, um diesen Brief zu beenden.

Du bittest um mein Tagebuch. Guter Max, was willst Du damit? Das menschliche Leben gleicht wohl einem Tagebuche, man sollte aber Gutes darin verzeichnen; und was findest Du in meinem armseligen Leben außer traurigen Lebenserfahrungen, die allgemein sind? Ein Streben und Jagen nach Wahrheit und Klarheit, das aber nur die negative Seite derselben einigermaßen entdeckt, die Wahrheit aber, die unserem inneren Menschen volles Genüge gibt, noch lange nicht!

Bei unserer Geburt treten wir auf den Kampfplatz und verlassen ihn bei unserem Tode. Was hilft es, daß man es gut und ehrlich meint, wenn die Leute davon nichts wissen wollen? Ja, die meisten verstehen uns gar nicht! O, wie oft sucht unser Auge schmachkend und flehend ringsum nach einem wahren, mitfühlenden Herzen und findet die Herzen überall zugeschlossen! Und solange dieser innere und äußere Kampf nicht zu Ende ist, finde ich es ungeschickt, die Kampfesgeschichte veröffentlichen zu wollen. . . .

Wie danke ich meinem Gott für Deine mir unschätzbare Freundschaft! Wie ist mir doch das Bewußtsein, daß ein Herz für mich schlägt, daß Du mich einigermaßen verstehst, so wohlthuend! Ja, mein Max: „Ohne Brüder,“ heißt es, „kann man leben, aber nicht ohne Freunde.“ Das fühle ich ganz! Ich muß schließen, die Feder wankt in meiner Hand, und meine Frau wird schon ganz ungeduldig.

Ich kann Dich mir kaum anders denken, schreibt Max B. im Oktober 1866, als von heiterer Ruhe beseelt, nachdem Gott Dich dem drohenden Rachen des Todes entrißen hat; wie danke

ich ihm dafür von ganzem Herzen. Du blickst auf ein bewegtes Leben zurück wie wenige, und wie wenige hast Du Dich durchgerungen, das ist mir ein deutliches Zeugnis, daß Gott noch Großes mit Dir vor hat. O, daß Du Dir aus allen den Kämpfen und Leiden die friedliche Himmelsbläue des inneren Menschen erringen könntest, vor der Gram und Trübsinn weichen wie die Nacht vor der Sonne! Lebensmut und Lebenslust möchte ich Dir einhauchen, daß Du unter den Schlägen und Nadelstichen des Lebens dahinwandelst wie zur Frühlingszeit im Blütenregen.

Dem Menschen, der in die Tiefe dringen will, sind Rutestreiche nicht erspart, wie Dir beim Eindringen in das tiefe Dunkel des Waldes das Gesicht von zurückschwappenden Büschen gepeitscht wird. Aber die göttlichen Hammerschläge zertrümmern nur endliche, vergängliche Stützen, damit wir uns auf uns selbst besinnen, damit wir die unvergängliche Stütze, die in unserem Herzen gegründet ist, beachten lernen. Um die Einheit dieses hohen Zieles soll der Mensch sich drehen wie die Tür um die Angel; all sein Tun und Denken erlangt dann Klarheit, und Freud und Leid sind ihm Sprossen auf der Himmelsleiter. Die Herrlichkeit und der leuchtende Glanz, die dieses Endziel in das Dunkel der Erde leuchten lassen, hat etwas unbeschreiblich Hinreißendes für mich! Denke Dir das Weltall als gewaltige Laute und uns Menschen als die Saiten darauf, die selbst die ihnen entlockten Klänge tief mitempfinden. Der große Gott im Himmel ist der Spielmann, aber ach! ich fühle Mistöne mir entströmen, wenn seine Finger mich rühren, Mistöne, die die Harmonie des Weltalls stören und trüben. Welch großer Gedanke, mein Wollen daran zu setzen, um die Harmonie des Weltalls zu fördern, um eine rein und hell klingende Saite auf des Allmächtigen Laute zu werden, auf daß mit klangvoller Gewalt die Akkorde des Höchsten durch das Unermeßliche brausen.

Leurer Freund, ich weiß wie die Schwingungen unserer Seelen in diesem Gefühle zusammenschmelzen. Aber wir sind hier noch im Halbdunkel, und daher hast Du recht zu sagen, daß wir die Wahrheit, die unserer Seele volles Genüge gibt,

hier nicht erjagen; aber das Jagen und Kämpfen nach einem solchen Ziel, welche Seligkeit! Sollte uns das abschrecken, daß die Leute uns nicht verstehen? Wenn Du höher hinaufstrebst als sie, dahin, wo sie nie einkehren, so bist Du ihnen verborgen. Die Einkehr bei Gott ist wie ein Schleier, der Dich dem kranken Auge der erdwühlenden Maulwürfe entzieht. Vor allen Dingen bitte ich Dich auf die körperlichen Fingerzeige der Natur, die auch Fingerzeige Gottes sind, zu achten, der matte Körper bedarf der Ruhe. Ich denke selten ohne Bangigkeit an Dich und bitte Dich, jetzt, wo Du körperlich noch in Gefahr bist, mir bald zu schreiben.

»Berlin, den 7. Dezember 1866.

Bist Du mir meines Schweigens wegen wirklich böse, lieber Max? In der Regel ist doch derjenige böse, der unrecht hat, aber nicht der, welcher unrecht leidet, nicht wahr? Was nun Deine Briefe anbetrifft, Du weißt, ich lerne viel von ihnen, aber ich möchte mich auch durch sie bessern, und dazu müssen sie schärfer und bitterer sein; Du machst sie zu süß und duftig, d. h. was meinen alten „ego“ anbelangt, den verwöhnst Du zu sehr. Du, als ein Kind des Lichtes, suchst nur die Lichtseiten meines Wesens herauszufinden, die aber in der That bei genauerer Prüfung aschgrau sind, während Du dabei meine dunklen kohlschwarzen Seiten übersiehst, und doch tut ihnen ein strenger Zuchtmeister sehr not. Zwischen wahren Freunden, welche nach einem Ziele streben, muß der persönliche und briefliche Verkehr mehr zum Zweck haben, als einen Gedankenaustausch von vorübergehenden Gefühlen und Empfindungen, auch sie haben ihr Recht und ihren Wert, und bieten eine Geisteserfrischung, aber das ist nicht alles; gibt es nicht einen höheren und wichtigeren Gegenstand, der uns allen nötiger ist, als Luft und Licht? Was für einen Wert hat die „Welt“ gegen das Eine, das unserer Seele nottut? Warum sollten wir uns nicht gemeinschaftlich beraten, was zu unserem wahren Frieden dient, während wir das doch in irdischen Verhältnissen tun?

Dieser Gedanke beschäftigte mich schon, seit ich Dich kenne, und seit die beseligende Hoffnung in mir auftauchte, in Dir

einen Ersatz meines unvergeßlichen Freundes Samuel finden zu dürfen. Wie oft wollte ich beim Schreiben an Dich mein Herz öffnen und Dir die Kämpfe meiner Seele darlegen, damit Du von Zeit zu Zeit heilsame (wenn auch bittere) Tropfen ins kranke Herz träufeln könntest. Der Wille war bereit, aber das Fleisch schwach. O, wann wird der Streit zwischen Kopf und Herz ein Ende nehmen? das alltägliche Leben zerstreut, und der Tag ist so von Arbeiten in Anspruch genommen, daß man wirklich, wie eine Maschine von dem Drucke des Dampfes getrieben, die Zeit in Arbeiten und Laufen verträumt. Dazu kommt die kindliche Scheu und die sogenannte Rücksicht auf den Freund, die reine nackte Wahrheit darzustellen; aber das ist sehr bedenklich. Und, wer weiß, ob wir nicht einst darüber Rechenschaft ablegen müssen, daß wir solche, uns von Gott geschenkte Gelegenheiten unbenutzt ließen? Ich danke Dir von ganzem Herzen, daß Du in Deinem letzten Briefe auf den inneren Zustand unserer Seelen näher eingehst; jeder Ton, den Du berührst, weckt hundert andere Töne in meiner Brust. . . Du sagst, Du möchtest mir Lebensmut und Lebenslust einhauchen, ja, mein Teurer, das hast Du auch mit Deinem Schreiben getan. Der Gedanke, den Du berührst: das Weltall als gewaltige Laute und wir Menschen als die Saiten darauf, die jeden Ton mitempfinden, und der große Gott als Spielmann dieser Laute, ist großartig. Ähnliche Gedanken knüpfen an die Deinen an. Es kommt immer darauf heraus, daß die Bestimmung des Menschen nicht bloß die ist, sich selbst zu erhalten und zu entwickeln, sondern vielmehr die Harmonie des Ganzen zu vervollständigen. Von diesem Gesichtspunkte aus können wir es einigermaßen begreifen, warum Gott sein Bestes daran gab, um diese edle Harmonie wiederherzustellen und Himmel und Erde durch einen Menschen (der schon in sich das Göttliche und Menschliche vereinigte) durch Jesus zu vereinen! Der messianische Gedanke der Heiligen Schrift ist so unendlich tief und doch so begreiflich und klar, daß auch das menschliche Gefühl ihn ahnt; das kindlichgroße Geheimnis des Evangeliums ist dem Herzen angemessen, wenn auch die Vernunft dagegen strebt.

Doch, wohin gerate ich? Scheint's doch beinahe, als wollte ich Dir etwas Neues mitteilen — ich Dir? O, mein teurer Freund, daß Du bessere und gründlichere Bildung besitzest als ich, ist mir klar, und daß Du bessere und gelehrtere Freunde hast, mit denen Du Dich über diesen Gegenstand unterhalten kannst, ist gewiß; Du bist der einzige unter meinen Freunden, vor dem ich meine Herzensempfindungen ganz frei und offen, ungeschminkt und ungeordnet darlegen kann, ohne zu fürchten, mißverstanden zu werden. Du weißt wohl, daß ich eine Reihe von Jahren zwischen Himmel und Erde schwebte und der Verzweiflung nahe war, da ich keinen festen Boden für Geist und Herz fand. Als endlich der liebe Gott sich meiner erbarmte und mich das himmlische Licht des Evangeliums finden ließ, da stand ich nicht mehr auf schwankenden Wogen, ich gewann Land, die Zweifel wichen, und die trotzige Vernunft mußte die Waffen strecken!

Ich stehe nun auf einem festem Grunde: Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit. Dieser Grund ist unerschütterlich fest; ich aber bin noch schwach und verliere oft das Gleichgewicht, und berühre leicht, bald rechts, bald links, die Extreme; wie wohl täte mir da die Freundeshand, die mich auf die rechte Mitte stellte Ach, wie schreckt mich schon der Gedanke, bald mich noch weiter von Dir entfernen zu müssen. Wunderbar ist doch unser erstes Zusammentreffen; ich fand in der fremden Stadt keinen Gleichgesinnten und fühlte durch traurige Erfahrungen und Schüchternheit auch keinen Trieb, sie zu suchen, als die wunderbare Fügung Gottes die verwandten Seelen zusammenführte und mich mit Dir bekannt machte. Jedes Herz muß ein mitfühlendes Herz haben, mit dem es Freud und Leid teile, denn für sich allein lebt nichts, weder im Himmel noch auf Erden. Es war mir eine schwere Zeit, da ich es entbehren mußte. Mit Deiner Freundschaft ist mir ein Teil meiner Jugend wiedergeschenkt. Es ward mir vieles klarer und heller, und ich mir meiner selbst mehr bewußt, kurz ich sah das Leben mit anderen Augen an

Weihnachten und Sonntag nach Neujahr soll ich predigen, daher eile ich zum Schluß.«

Mag B. antwortet unterm 16. Dezember 1866:

Wie freute mich Dein Brief, er trägt von Kopf bis zu Fuß das Gepräge Deines Geistes. Habe Dank, daß Du mir den hebräischen Faust senden willst, er ist wohl das Tieffte und Gewaltigste in der Poesie. Welch wunderbar zauberische Welt ist die Poesie; sie tönt wie Wellenrauschen des Paradiesesstromes, und selige Stunden verlebte ich durch sie; und doch! immer mehr lerne ich empfinden, wie auch sie nur ein Wegweiser zum lebendigen Gott ist; nur wenn wir mit ihm vereinigt sind, wird unser Leben wahrhaft verklärt. Je höher die Idealwelt der Dichtung uns der Erde entrückt, je mehr empfinden wir ihre Häßlichkeit und Armseligkeit. Wie sollen wir diesem Dualismus entinnen? Denn diese Ideale sind machtlos, unser Leben in ein höheres umzuwandeln! Wundere man sich nicht über den Welt Schmerz eines Heine, eines Jean Paul!

Und doch hat der liebe Gott uns nicht dazu geschaffen, um mit trübseligen, melancholischen Gesichtern über seine Erde zu wandeln. Wie sollen wir aber das vermeiden, solange wir nicht alle Dinge in Gott schauen? Dann erst wird die einfachste Realität von der höchsten Idee harmonisch durchdrungen. Es ist schwer, das eigene Wollen und Denken ganz dem Wollen Gottes anheimzugeben. Der Eigenwille ist wie die lernäische Hydra: glaubt man, ihr einmal das Haupt abgeschlagen zu haben, so wachsen aus dem blutigen Giftrumpfe immer neue Köpfe hervor.

Gott schuf uns zur Liebe; die höchste Seligkeit würde für uns die Rückkehr zu diesem unseren Ursprunge sein, und dennoch streben wir mit allen Fasern unserer Macht dagegen. Man nehme sich vor, nur für einen halben Tag die selbstsüchtigen Regungen des Herzens nicht auskommen zu lassen und stelle sich dies Gesetz wie einen Mann mit eiserner Rute vor die Seele; hilft es? Nur um so heller bricht die verderbliche Flamme hervor, verzehrt den gezogenen Zaun und leckt höhrend über das verblaßte Gesetz hinweg. An diesem Punkt blieb ein Paulus hängen, dieser Punkt wird auch Dich gestachelt haben, bis die geängstete Seele ihren Arzt fand. O, daß auch meine Erkenntnis dieses Arztes und mein Vertrauen

zu ihm mehr und mehr wachsen möge; schließe dieses, lieber Freund, mit in Deine Fürbitte ein

Ich kann mir denken, daß Dein Dasein in Berlin ein wertvolleres geworden ist, seitdem Du predigen darfst. Du hast ein so erfahrungsreiches Leben hinter Dir und mußt Dich sehnen nach etwas anderem, als die Schulbänke zu drücken; es ist Dir wahrlich jede andere Aktivität homogener als diese Passivität! Es treibt auch mich mehr, über die tiefsten, dunkelsten Fragen der Menschheit Licht zu erhalten, als so und so viel Stoff in Examensfächern aufzuspeichern.

Aus einem Brief vom 30. Januar 1867:

»Du sprichst in Deinem Briefe mit Recht von dem inneren Dualismus, ich kenne ihn leider zu genau. Ach was hilft uns alles äußere Kämpfen und Streiten und der jämmerliche Sieg, den wir zuweilen davonzutragen glauben, wenn die innersten Kämpfe unseres rätselhaften Herzens nie entschieden werden! — Ich fühle das jetzt während des Predigens oft stärker, als vorher, — was ist der Mensch doch für ein erbärmliches Geschöpf, das sich selber nicht recht kennt und das vom Größten wie vom Kleinsten beeinflusst wird. Es bleibt uns bei genauer Selbstprüfung in der That nichts übrig, als das Beten! ja, beten, wie ein unmündiges Kind seinen Vater bittet. Lust Du das, Lieber, auch für Deinen armen Freund? Wenn nicht, so beschwöre ich Dich hoch und teuer, es künftig für mich zu tun, wie ich daselbe für Dich tue. O, Du mein einziger Seelenfreund, Du weißt nicht, wie nötig ich es brauche!

Bezüglich meines Tagebuches nächstens mehr! Dein despotisches Verfahren mit Deinen Gedichten hat allgemeine Empörung hervorgerufen. Ich will Dir keine Vorwürfe machen, denn ich weiß, wie es einem zu Mute ist, der seine armen Gehirngespenster veröffentlichen soll. Aber warum willst Du gegen Dich selbst so engherzig und gegen mich so weitherzig sein? Wenn Du also Deine Gedichte (die offenbar weit mehr Inhalt und Wert hatten als mein Tagebuch) ins Feuer wirfst, dann müssen doch meine Schriften, drei Tage bevor diese erscheinen, verbrannt werden! Lieber, Guter, was verlangst Du von einem unentwickelten oder vielmehr verwickelten Geist, wie

der meinige, der sich selbst noch immer anstaunt und nicht weiß, was er sei und welchen Namen er seinen vermischten, krankhaften Empfindungen geben soll? Wieviel Zeit und Mühe gehört dazu, bis ich den alten Sauerteig des Talmuds, der tollgewordenen Logik, aus meinem Geiste aussege.

Indes, erschrick nicht, lieber Max, ich werde Deinem guten, ehrlichen Beispiel nicht folgen, mein Tagebuch der Flamme vor der Zeit zu übergeben. Diese Mühe kann ich mir ersparen; es werden sich mit der Zeit dienstfertige Hände finden, die mir diesen Dienst erweisen.«

... Du nennst die Tiefe, die Du in Dir anstaunst, den Sitz „krankhafter“ Empfindungen, antwortet ihm Max B., Du tußt der Seele, die Dir Gott gab, um sie durchzuleben zu einem höheren Dasein, unrecht. Das sind die Majestätsschauer, die der ungewohnte Geist empfindet, sobald ihn die Nähe des Allerheiligsten umrauscht. Wie köstlich sind die Augenblicke, wo ein heiliges Feuer uns das Eis des Alltagslebens vergessen macht, wo das Gemeine uns gleichsam in unabsehbare Ferne entrückt scheint! Es sind das die Stunden, in denen sich die Seele vor ihren Gott stellt und mit ihm sich unterredet. Hier erfahren wir eine Realität, die uns kein Skeptizismus zu rauben vermag; wir fühlen neues Blut durch unsere Adern rinnen und höhere Kräfte regen sich in unserer Seele. ...

Lieber Freund, ich weiß gar nicht, was ich von Dir denken soll in bezug auf Dein Tagebuch! Immer wieder verträgst Du mich. Daß Du Deine Tagebuchherausgabe mit meinem Verfahren mit den Gedichten vergleichst, paßt aus mehreren Gründen gar nicht! Denn erstens sind meine Gedichte entfernt nicht einmal wert, nur in Parallele mit Deinem Tagebuche gestellt zu werden, in dem ein reiches Menschenleben liegt, und zweitens habe ich meine Gedichte nicht direkt wegen ihres Unwertes verbrannt, sondern weil sich bei mir eine leidige Eitelkeit geltend machte, der ich durch Verbreitung derselben frönen wollte. Bei Dir hingegen halte ich es für Pflicht, Dein Tagebuch herauszugeben, weil damit einer guten Sache gedient ist, und davor, dächte ich, müßten alle Bedenken schweigen.

Die Frage Deiner Zukunft tritt nun immer mächtiger an Dich heran. Gott leite Dich in Deinen Entschlüssen.

Der erste Freundesbrief nach der Trennung brachte eine Freudenbotschaft, Max B. schreibt im Mai 1867:

Wie herrlich ist es, daß mein erster Gruß an Dich, nach dem mir so schweren, traurigen Abschied von Dir, ein Freuden-
gruß sein kann. Ich möchte mit einem rauschenden Loblied auf die gute Tante Sch.*) beginnen. Sie schreibt mir: „Die Angelegenheit des uns so teuren, lieben Gurland liegt auch mir am Herzen, und möchte ich dem Trefflichen gerne hilfreich beistehen. . . . Gott gebe seinen Segen zum Gelingen des Werkes, damit das Vaterherz hinfort nicht mehr trauere und in den Besitz seines lieben Kindes gelange. . . . Der gemütvolle, teure Gurland wird dann einen neuen Lebenszweck in sich fühlen, sich aufrichten und sich freuen an der Entwicklung seines trauten Kindes. O, mein Herz jubelt in Freude, wenn ich daran denke, daß das kleine Wesen zum Stern an Gurlands Lebenshimmel werden kann, der seine trüben Stunden erleuchtet und belebt. Schlagen Sie dem Freunde vor, mir seine Frau auf so lange nach Putbus zu geben, bis er sich am Orte seiner Bestimmung eingewöhnt hat.“ So schreibt die liebe Tante, und mir bleibt nur das schöne Amt übrig, Dir diese Nachricht zu übermitteln. Du lieber Freund! sollte es nur ein täuschender Irrstern sein, der Dir in trügerischem Schimmer Dein liebes Kind von ferne zeigt? Das wolle Gott nicht! Du hast das Tal der Finsternis von seinen finstersten Seiten kennen gelernt, aber hier zeigt Dir Gott einen leuchtenden Streifen Land. . . .

In großer Freude antwortet Gurland:

»Wie einem Menschen, der eine Zeitlang in Finsternis lebte, die Augen tränen, wenn er plötzlich in die helle Sonne blickt, so trännte mein Geistesauge beim Lesen Deiner liebevollen Zeilen, die tief und überwältigend mein Herz ergriffen. Wir Kinder des Staubes können das unverdiente Gute ebensowenig ertragen, wie das Böse! Und doch, wer möchte nicht Gutes

*) Die verwitwete Frau Schulrätin Sch. ließ Gurland durch Max B. eine größere Summe Geldes vorstrecken, um damit Versuche zur Wiedererlangung seines Töchterchens zu machen.

empfangen? nicht glücklich sein? In der That, lieber Herzensfreund, ich traue fast der Gewißheit meines Glückes nicht! Sollten wirklich die trauervollen Tage meines Lebens jetzt bald ein Ende erreichen? Sollte wirklich die inhaltreiche Epoche meines Lebens bald eintreten, wo ich mein Kind wiedersehen, an mein Vaterherz drücken und „mein“ nennen darf? Gott gebe es! Und wenn diese selige Hoffnung durch Gottes gnädigen Beistand erfüllt sein sollte, wie kann ich nur in annäherndem Maße in diesem Leben solches vergelten, und wenn ich hundert Jahre alt würde? Du möchtest ein rauschendes Loblied auf die alte, treffliche Tante Sch. anstimmen? und ich? — ich finde keine Worte. Wahre Dankbarkeit ist ein Theil himmlischer Seligkeit und kann nicht in irdischen Worten Ausdruck finden. Tief beschämt von dieser unverdienten Theilnahme und höchst gerührt von der Art und Weise, wie diese edle Frau sie bekundet, kann ich nur aus tiefstem Herzen rufen: „Herr, tue wohl den guten und frommen Herzen!“

O, lieber Max, kannst Du auch die unaussprechliche Freude eines Vaterherzens beim Wiederfinden seines verlorenen Kindes ganz mitfühlen? Seit ich Deinen Brief in Händen habe, sehe ich eine neue Welt vor mir; das Bild meines trauten Kindes begleitet mich, ich drücke es an mein Herz und sage: „Siehe hier, mein Kind, dies sind Deine Schuzengel.“

Ich bin ganz in meine Studien vertieft, treibe mit Herrn Sperling Kirchengeschichte und Dogmatik und studiere bis tief in die Nacht hinein, denn die Examina rücken immer näher. Mein Körper leidet allerdings, und falls der Herr aus mir noch etwas Gediegenes machen will, müßte er mir aus Gnaden eine Zeit der Ruhe schenken. Jetzt schwindelt mir der Kopf. Zu den Examina werden außer dem Herrn Oberkonsistorialrat Lwesten und den Missionsinspektoren, Geheimrat Focke, der Minister, Excellenz von Westphalen und viele Pastoren anwesend sein. Da wird doch jeder seine Gelehrsamkeit und Weisheit in Fragen beweisen wollen. Und ich bin allein; das Schlimmste ist, daß ich sehr wenig weiß. Du aber, teurer Freund, benutze Deine Jugendzeit. Es steht Dir ohne Zweifel eine goldene Zukunft bevor, schreite als tapferer, edler Ritter

Deinem hohen Ziel entgegen. Werde nicht eitel! Laß uns, Deine Freunde, auf Dich stolz sein. Vorwärts! Aufwärts, das soll unsre Losung bleiben!«

Kurz vor der Abreise schreibt er dem Freunde einige Zeilen am 1. Juli 1867:

»Gestern bin ich in der Matthäikirche von dem Herrn Generalsuperintendenten Dr. Büchsel ordiniert worden! Mein Geist ist in diesen Tagen bei Dir gewesen und fühlte Deine Nähe in den inhaltsreichen, schweren und geweihten Stunden. Ich kann wirklich nicht in Worten sagen, wie sehr Leib und Seele bewegt sind und wie übermächtig das Gefühl ist: Gott ist treu und barmherzig! ach, daß nur auch wir durch seinen Beistand treu, fest und beständig bleiben! Ich freue mich auf das Wiedersehen mit Dir wie ein Kind auf das Weihnachtsfest, ohne daran zu denken, wie bald das Fest vorüber sein wird, die Lichter erloschen und die goldenen Nüsse zertrümmert.

Gottlob, das wir ewig vereint sind und einen Sammel-punkt am Vaterherzen haben, darum laß uns tapfer kämpfen, wirken und schaffen auf dem Posten wo uns Gott hinstellt, damit wir endlich das herrliche Ziel erreichen: zu ruhen in Gott!«

Eintritt ins evangelische Amt.

Nach Beendigung seines Studiums durchlebte Gurland schwere Zeiten des Wartens und der Ungewißheit über seine Zukunft. War auch sein Examen zur vollsten Zufriedenheit ausgefallen, so hatte dasselbe vor den russischen Gesetzen doch keine Gültigkeit, und seiner Bestätigung als Pastoradjunkt Faltins stellten sich von seiten der Regierung große Schwierigkeiten entgegen. Um diesen entgegenzutreten, riet Bischof Ullmann in Petersburg, Gurland möge bereits in Berlin zum Prediger ordiniert werden. Trotzdem hatte er doch eine Wiederholung seines Examens vor dem Konsistorium in Petersburg zu bestehen, ehe er die Reise nach Rischinew antreten konnte. Auf derselben kehrte er in Wilna und Wilkomir ein, um seine geliebte Mutter zu sehen und seinen Angehörigen die Freudenbotschaft des Evangeliums zu bringen. Tiefschmerzliche Er-

fahrungen erlebte er in seiner einstigen Heimat, nicht nur die Häuser, auch die Herzen verschlossen sich ihm und seinen Versuchen, ihnen das Heil in Christo zu bringen. In größter Entrüstung über seinen Übertritt zum Christentum ward ihm mit Verachtung und Verfolgung begegnet. Selbst seine Mutter wagte nicht, ihm ihre Liebe zu zeigen. Auch die neu erwachte Hoffnung, hier sein Kind wiederzuerlangen, scheiterte, da seine Schwiegermutter, in der Furcht, er könnte seine Vaterrechte geltend machen, mit der Tochter und dem Kinde fortgezogen war und es ihm nicht gelang, ihre Spur aufzufinden. Mit tiefem Weh im Herzen verließ er die Stätten seiner Kindheit und Jugend.

Von seinem Eintritt ins evangelische Predigeramt und den ersten Erlebnissen in Rischinew erzählen uns seine Briefe an den Freund.

»Wie es einem zu Mute ist, der von einem Schüler plötzlich in einen Lehrer und Seelsorger verwandelt wird, wie es überhaupt einem jungen, unerfahrenen Kandidaten zu Mute ist in der ersten Zeit seines Predigeramtes, wirst Du Dir denken können; aber wie es ist, wenn man von Deutschland, von Berlin und aus einem so trauten Kreise der edelsten Menschen und liebsten Freunde plötzlich nach Süd-Rußland, nach Bessarabien, versetzt wird, kannst Du Dir noch nicht vorstellen. „Aber tausend!“ sagst Du, „es ist doch nicht in Afrika.“ Jawohl, mein Lieber, es kommt einem schlimmer als Afrika vor, so ganz anders ist die Welt, die uns umgibt. Und da ich in Deutschland fast zu glücklich gewesen bin, indem ich nur die besten und edelsten Menschen kennen lernte, so ist mein geistiger Geschmack wirklich verwöhnt und zu wählerisch geworden. Ich fühle mich sehr vereinsamt. Wie sehr wohlthuend mir Saltins Nähe ist, und wie sehr ich den Mann verehere, schätze und innig lieb habe, so ist seine Zeit doch so sehr in Anspruch genommen, daß sich unser Verkehr fast nur auf Besprechung unserer Amtspflichten beschränkt. Vormittags bin ich einige Stunden in der Schule beschäftigt, und wenn ich um 12 Uhr nach Hause komme, erwarten mich schon die bei mir im Unterricht stehenden Profekten; ihnen folgen andere Heilsuchende, so daß ich bis 9 Uhr abends ununterbrochen zu tun habe. Dann gehen wir gewöhn-

lich zu Faltins, um mit seiner Familie zusammenzusein und dem Abendsegen beizuwohnen, ich bespreche dann auch mit ihm verschiedene Amtsangelegenheiten, und von 10 Uhr ab ist meine Zeit bis 1 Uhr dem Studium geweiht. Mit großem Interesse nehme ich Schleiermachers und auch Neanders Schriften durch und möchte, so weit als möglich, nicht bloß ihre entgegengesetzten dogmatischen Systeme, sondern auch ihre merkwürdigen Persönlichkeiten und den verschiedenen Entwicklungsgang ihres Geistes verfolgen, wozu mir ihre Briefe große Hilfe leisten. Wird's mir aber bei ihnen zu bunt, dann flüchte ich zum alten David, bei dessen Harfenklängen das vielfach verzagte Herz wieder kindlich weit und breit wird und ohne viel Reflexionen sich dem lieben, himmlischen Vater ganz hingeben lernt, und spricht: „Wenn ich nur Dich habe, frage ich nicht nach Himmel und Erde.“ Ich erfahre es immer wieder, welche eine Notwendigkeit es ist, täglich wenigstens ein Kapitel aus der Heiligen Schrift zu lesen. Das ist wahrlich die Speise unseres inneren Menschen; schon das Lesen des Wortes bringt himmlischen Segen, Trost und Frieden in das heilsbedürftige Herz. Ich staune oft über die Trefflichkeit der lutherischen Übersetzung des alten Testaments. Wie frei und ungenau Vater Luther auch oft in seiner Übersetzung ist, so trifft er doch den Nagel auf den Kopf, und die Sprache ist so kräftig und kurz, daß man nach langem Hin- und Hersuchen, wie der Text besser wiederzugeben wäre, schließlich doch auf seine Überzeugung zurückkommen muß.

Doch Du willst von meinem äußeren Leben hören.

Am 15. Oktober 1867 fand meine Introduction statt, für mich ein unvergeßlich segensreicher Tag, an dem ich die beseligende Gegenwart des Herrn tief empfunden habe. Um 10 Uhr rief die Glocke ins Gotteshaus, das ganz gefüllt war, man sah auch viele Israeliten in der Menge. Nachdem ein Knabenchor das Lied „Wach auf, du Geist der ersten Zeugen“ gesungen, führte mich der Kirchenrat an den Altar und Pastor Faltin hielt eine Ansprache über 2. Moses 4, 12: „So gehe nun hin, ich will mit deinem Munde sein und dich lehren, was du sagen sollst“, Worte, die tief ins Herz drangen; dann bestieg ich die Kanzel und predigte über Römer 1, 16: „Ich



Ein Besucher Gurlands.



schäme mich des Evangeliums von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, die selig macht alle, die daran glauben, die Juden vornehmlich und auch die Griechen.“ Die Empfindungen, die mein Herz bewegten, kann ich Dir nicht schildern. Gott wolle mir Kraft, Mut und Weisheit zu meinem schweren, aber köstlichen Amte verleihen.

In der ersten Zeit nach meiner Ankunft hatte ich viele Besuche der alten Bekannten aus den Juden; viele kamen aus Neugier, einige äußerten ihr Erstaunen, daß ich noch lebte, da sich das Gerücht verbreitete, Gurland sei in Berlin gestorben und habe noch vor dem Tode dem Rabbiner seine schwere Sünde bekannt, so daß er auf dem jüdischen Kirchhof beerdigt worden sei. Andre hatten erfahren ich sei geisteskrank und wunderten sich, nichts Dämonisches in meinen Augen zu finden. Solch Geschwätz mußten meine Frau und ich oft anhören, aber es bot doch auch Gelegenheit, manch ernstes Wort auf Hoffnung auszusäen.

Alle Arbeit an Israel bleibt ein leerer Schall, wenn unser Herz nicht jedem einzelnen Israeliten Liebe entgegenbringt. Falkin erzählt, daß ihm die Judenmission in den ersten Jahren seiner Amtstätigkeit ganz fern lag, er kannte das jüdische Wesen mit seinen Eigentümlichkeiten kaum, ihre Denkweise erschien ihm unfasslich und so sandte er die sich bei ihm meldenden Israeliten nach Jafy, wo die Britische Judenmission wirkt. Als die Fälle sich aber wiederholten, ging es dem edlen Mann durchs Herz, nach Ezechiel 3, 18 und Römer 10, 14, daß Gott die Seelen der Gottlosen von uns fordern will, wenn wir sie nicht gewarnt. So legte er sich und seiner Gemeinde die Frage vor: sind wir treu im Nachgehen den verlorenen Hebräern, mit denen wir täglich in Berührung kommen bis wir sie finden? treu in der Fürbitte? in dem Anhören ihrer Fragen und Klagen, in der Geduld, Sanftmut und Liebe Christi, um ihnen beizukommen und sie den Stricken Satans zu entreißen und zum Herrn zu führen?

Solche Worte, die aus dem Herzen kamen, fanden den Weg zu manchem Herzen. Man fing an die Juden mit anderen Augen anzusehen und Gott gab Segen zur Arbeit. So sind

durch Predigt und Seelsorge dieses treuen Mannes viele Seelen aus Israel zu ihrem Messias geführt worden. Es ist ein Heilsbedürfnis tief innen in den jüdischen Herzen verborgen. Ein neues Geisteswehen weckt dasselbe, hier und dort tritt das klar zutage. Die Ernte ist groß und bedarf der Arbeiter! Aber auch die Finsternis ist noch sehr groß, es ist ein Riesenwerk, dem gegenüber ich mich als Zwerg empfinde. Aber in Gottes Namen habe ich meine Tätigkeit begonnen sowohl in unserer evangelisch-lutherischen Gemeinde, als unter Israel.

Bisher habe ich alle 14 Tage gepredigt, doch jetzt wo Saltin verreist, werde ich sonntäglich den Gottesdienst leiten. Jeden Mittwoch halte ich bei mir im Hause eine Bibelstunde. Ein kleiner Kreis von Damen und Herren baten mich darum, das Alte Testament nach der Reihe durchzunehmen; dabei kann jeder fragen und seine Meinung frei äußern.

Doch genug. Denke Dir nur, dieser Brief muß noch bei mir zwei Tage liegen bleiben, denn die Post ins Ausland geht nur einmal wöchentlich, nämlich am Freitag. Die hiesige Postordnung ist sehr dürftig, die Unordnung aber großartig. Schreibe mir, bitte, immer unfrankiert, es kommt sicherer an.

Freitag.

O, Unglück, dein Name ist Gurland! O, Torheit, dein Name ist Rußland! O, Unordnung, dein Name ist Rischinewer Post! Ich bringe den Brief zur Post, und was erfahre ich? Wieder eine Veränderung: nur Mittwochs werden jetzt die Briefe ins Ausland befördert. Bis meine Briefblätter zu Euch kommen, müssen sie ja verwelkten Blumen gleichen, die nur der Hauch des Freundes, der Liebesstrahl des Freundesauges neu beleben und erfrischen kann.«

8. April 1868.

»Du willst Näheres von mir hören. Lieber Freund, mein Lebensschifflein ist nicht in rechtes Fahrwasser gekommen, denn meine geistige Entwicklung, an der mir doch so viel liegt, muß hier einstweilen brach liegen, mein Geist kann sich nicht in der Richtung, die er in den letzten Jahren in Berlin (gleichsam meiner geistigen Geburtsstadt) genommen, entfalten, und das

empfinde ich schmerzlich. Ich glaube, daß mein Aufenthalt hier ein Durchgangspunkt sein wird. Ach! wie sehne ich mich oft nach Ruhe, nach einer geistigen Atmosphäre, in der alles harmonisch ist. Ja, nur im Jenseits weht die rechte Luft des Friedens. Du sahst wohl aus meinem letzten Brief, daß Arbeitslast und Nahrungsorgen über meine physischen Kräfte gingen. Ich lag lange krank darnieder. Faltin war verreist, und so häuften sich die Amtshandlungen. Es kamen zwei Sterbefälle in unserem engeren Bekanntenkreise hinzu, die mir nahe gingen. Ich habe bei diesen ersten Amtshandlungen viel lernen können. Ja, mein lieber Freund, es ist wahr: an Sterbebetten und Gräbern lernt man oft das Leben, die Menschen und sich selbst von der wichtigsten Seite kennen! Wie tief fühlte ich neulich am Sterbebett einer gläubigen Frau die Macht des Christentums! und, o, welche Gefühle durchwogten mein Herz, als ich dabei an ähnliche Handlungen in meinem ehemaligen Rabinatsamte erinnert wurde! Ein furchtbar schlechter Tröster bin ich noch immer, und das ist für einen Seelsorger nicht gut; gehört es doch schon zu den Liebespflichten eines jeden Christen, wieviel mehr zu denen eines Seelsorgers, Trost zu spenden den Leidtragenden und Betrübten, und wie schlecht verstehe ich das! Viel lieber möchte ich mitweinen als Trostworte mit dem Munde sprechen, wo ich innerlich von dem Schmerz des Nächsten ganz durchdrungen bin.

Beim Schreiben dieses Briefes wurde ich durch Pastor Faltin unterbrochen, der mir die Erlaubnis des Petersburger Konsistoriums zur Taufe eines Proselyten brachte; so mußte der Brief liegen bleiben. Am ersten Ostertage vollzog ich die Taufe des M. Rosenstrauch, eines liebenswürdigen, christlichen und begabten Mannes, der will's Gott, nächstens nach Berlin soll, um sich dort zum Schulmeister auszubilden. Ich wählte den Text Ev. Johannis 6, 65—69 und schilderte in kurzen Zügen: 1. wie man zu Christo kommt, 2. die Eindrücke der Gekommenen, 3. Jesu Frage: Wollt Ihr auch fortgehen? und zum Schlusse die herrliche Antwort: Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens. Pastor Faltin assistierte mir; es waren auch recht viele Israeliten zugegen.

Dieses war die erste Frucht meiner hiesigen Arbeit. Gott gebe, daß es auch eine Frucht für Leib und Seele dieses Mannes in Ewigkeit bleibe!

Ich grabe tüchtig und pflanze einen Obst- und Blumen- garten, so oft ich nur Zeit habe; eine Beschäftigung, die mein Arzt mir verordnet hat, und die mir viel Vergnügen macht.

Es ist mir vor einigen Tagen eine Stelle am hiesigen griechisch-katholischen Seminar angeboten worden, als Professor der hebräischen Sprache. Ob ich's annehme, ist noch unbestimmt. Du würdest Dich wohl sehr freuen, anstatt eines armen Hilfs- predigers nunmehr einen russischen Professor zum Freunde zu haben!«

Sein Freund entgegnet am 27. April 1868.

Wenn Dir doch meine Briefe ebensolche Freude machten, als mir Dein letzter Brief; leider enthält er wohl manches Trübe, aber ich erquicke mich an dem festen Gottvertrauen, mit dem Du alles hinnimmst. Trotzdem bekümmert mich Deine Lage. Es ist Dir offenbar zu viel Last aufgebürdet und bei Deiner Konstitution nicht gut denkbar, daß Du das lange erträgst. Meinst Du nicht, daß Du in einer anderen Stellung, die Dich nicht notwendig aufriebe, ebenso dem Herrn dienen könntest? Du hast ja viel Gelegenheit zur Wirksamkeit in Rischinew, aber so gar keinen wissenschaftlichen Umgang, bist rein auf Dich gestellt; wo sollst Du da die geistige, stetige Regsamkeit her- nehmen, die Deine Stellung erfordert? . . . Mir ist's immer so vorgekommen, als wäre Dein Geist deutsch organisiert. Gott segne Dich an Leib und Geist.

»Guter Max, bedaure mich nicht. Alle Geistlichen Ruß- lands leiden durch Mangel an Geistesaustausch und Anregung, schlimmer bin ich nur deshalb daran, weil der Ersatz des Familienlebens mir fehlt, und weil mein nur halbentwickelter Geist noch so sehr der Entwicklung bedarf. Aber was ist da zu tun? Es ist so Gottes Wille. Er weiß, wie gern ich auch eine viel geringere Stellung in Deutschland vorgezogen hätte. Aber da er mich hierher gestellt, will ich an diesem Posten be- harren, bis er meinem Lebensschifflein eine andere Richtung

gibt und mich in das rechte Fahrwasser kommen läßt. Es ist Gnade genug, daß er mich überhaupt würdigt, als der Schwächste in seinem Dienste zu stehen, und mir dies selige, wenn auch mühselige Amt anvertraut; wie sollte ich noch bestimmen wollen, wo er mich hinstellt. Wer weiß, ob ich für einen anderen Platz die Fähigkeit und Kraft hätte, selbständig dazustehen! Wir Menschen trauen uns meist viel mehr zu, als wir imstande sind zu leisten. Glücklich möchte ich allerdings gerne noch einmal sein; aber was ist Glück? Bin ich's denn nicht, wenn ich weiß, daß Ihr, meine teuren Freunde, es seid?

Soweit es geht, bemühe ich mich jetzt, meine Tätigkeit allmählich zu ordnen und meine Beschäftigungen zu regeln, um mehr Zeit zu gewinnen. Bald muß ich ja auch anfangen, die Vorlesungen über hebräische Sprache und die damit verbundenen über Archäologie im hiesigen griechischen Seminar zu halten. Ich habe die Stelle angenommen, gewiß nicht wegen des Professortitels, — sondern um dadurch die steifen Glieder aufzurütteln und ihnen einen frischen Geist einzuhauchen. Gott helfe mir dazu. Ich lese jetzt die Grundzüge und Kritik von Kants, Fichtes, Schellings und Mendelssohns Philosophien und möchte durch diese Schulen mich mehr in den Geist der neueren Philosophie hineinarbeiten.

Was Du über Dr. Loge schreibst, ist mir sehr wichtig. Du mußt aber ganz unbefangen diesen originellen Geist betrachten und in Deinem Urtheil möglichst unparteiisch sein. Überall gibt es Ebbe und Flut, auch die Sonne ist nicht fleckenlos! Ich fürchte, Du könntest Loge eher lieb gewinnen, ehe Du seine Weltanschauung geprüft, und dann, o lieber Max, ich weiß es, wie unfähig Du bist, Deine Freunde zu kritisieren.

In der Trinitatiszeit denke ich Alttestamentliche Texte aus dem Buche Hiob und den Psalmen zu wählen. Unsere Gemeinde ist mit den Alttestamentlichen Texten noch sehr unbekannt, und manche unter ihnen scheinen diesen Texten mit Aufmerksamkeit zu folgen. Weißt Du, lieber Freund, ich komme immer mehr zur Einsicht, daß nicht durch Sturm und Feuer, nicht durch Losdonnern von der Kanzel, sondern durch ein stilles, sanftes Sausen sowohl die Verzagten, als auch die

trozigen Menschenherzen gewonnen werden. Das Gewissen recht zu erschüttern ist gewiß mitunter billig und heilsam, aber das ist nicht jedem gegeben. Auch muß das, wenn es im rechten Geist geschehen soll, ganz von selbst kommen, in wahrer Selbsterkenntnis und Demut, so daß die Zuhörer es dem Prediger abfühlen: er ist selbst von dem Ernste ergriffen und hat zunächst sich selbst im Auge; sonst kann es oft mehr Schaden als Segen bringen.

Rischinew, d. 8. Juni 1868.

Gottes Wort, die herrliche Natur und Deine Briefe erquickten Leib und Seele und sind mir ganz unentbehrlich, so wie Luft, Licht und Regen es für die keimenden Pflanzen sind. Wie auffallend begegnen sich unsre Gedanken, und unsre Seelen fühlen harmonisch, Gott lobend und preisend.

Die Todesnachricht der teuren Frau W. ist mir ein schwerer Schlag; wie viel habe ich durch ihren und Geheimrat E's. Tod verloren. Mir geht es wie einem armen Manne, dessen Reichtum in wenig Groschen besteht, nun geht ihm einer nach dem anderen verloren, und wehmütig blickt er in die Zukunft. Ich weiß wohl, daß wir Kraft vom Schwachen, Sterbenden und Süßigkeit vom bitteren Leidenskelche nehmen sollen, daß es etwas Ewiges gibt, daß uns über den Tod zusammenhält, daß unsere Lieben nicht erloschen wie ein Licht, sondern untergegangen oder vielmehr aufgegangen sind wie Sterne, aber das Herz ist doch schwer! Ich fühle mich so einsam, so verlassen und suche Trost in Gott, Linderung in meinem Amte. Viele halten mein Heimweh nach Deutschland für Eibildung und Schwärmerei, aber dies Gefühl erfüllt meine Seele ganz und gar. Ich möchte ein Luftbad in Deutschland nehmen, deutsche Luft und Wärme einatmen, um aufzuleben und mich fortzuentwickeln; vielleicht hilft Gottes Gnade mir dazu. Herrlich wäre es! Faltin kehrt eben von seiner Amtreise zurück und ich trete meine Missionsreise, 300 Werst im Postwagen, an! «

Wiedergefunden.

In Gurlands Herzen war die Hoffnung fast völlig geschwunden, sein Kind wiederzufinden. Unermülich hatte er immer wieder persönlich, und von Berlin aus schriftlich durch Freunde Nachforschungen nach dem Aufenthalte seines Kindes und Versuche dasselbe zu gewinnen anstellen lassen.

Einmal war ihm brieflich mitgeteilt worden, daß er vielleicht durch eine größere Geldsumme sein Ziel erreichen könnte; wir wissen, wie sein Herz jubelte, als treue Freundeshände ihm dazu verhelfen wollten, vergebens! wieder entschwand jeder Hoffnungsschimmer und schmerzliche Enttäuschung beugte ihn nieder.

Einer seiner Freunde in Rischinew, der Kaufmann Runge, der diesen Herzenskummer kannte, sah einmal auf einer Geschäftsreise in Odessa ein kleines, etwa sechsjähriges, brünettes Mädchen an der Pforte eines Gasthofes in der Richelieustraße stehen, ihre wundervollen großen, leuchtenden Augen erinnerten ihn so lebhaft an Gurland, daß er, heimkehrend, diesem davon erzählte. Wie der in Not sich Befindende nach einem Strohalm greift, so faßte Gurland nach diesem winzigen Hoffnungsanker, reiste sofort nach Odessa und begann sich dort in vorsichtiger Weise nach den Insassen des Gasthofes zu erkundigen. Welch freudiger Schreck durchfuhr ihn, als er hörte, daß die Besitzerin desselben seine Schwiegermutter war.

Gott um Hilfe anrufend ging er nun hochklopfenden Herzens hinein, und Gott fügte es so wunderbar, daß es ihm diesmal gelingen sollte. Die alte Frau, die sich gerade in schwieriger Lage befand und pekuniärer Hilfe bedurfte, war zugänglicher und rief sogar die Tochter und das Großkind herbei. Die Kleine war durchaus nicht scheu vor dem fremden schwarzen Herrn, ließ sich auf den Arm nehmen, herzen und küssen, schmiegte sich an seine Brust und wollte nicht wieder fort von ihm.

Wir werden dies besser verstehen, wenn wir uns in die erste Kinderzeit der Kleinen versetzen. Wie schon gesagt, war der Charakter der geschiedenen Frau Gurland ein so schüchterner

und unselbständiger, daß sie ganz von ihrer Mutter beherrscht wurde, und wie sie in ihrer kurzen Ehe aus Furcht vor der Mutter nicht gewagt hatte, dem Manne, den sie innig liebte, ihr Herz zu erschließen, so erinnerte sich auch die Kleine kaum einer einzigen Liebkosung der Mutter; diese war stets beschäftigt und so in Anspruch genommen, daß sie dem Kinde fremd blieb; jede Anordnung und Entscheidung ging von der Großmutter aus, vor deren strengem, despotischem Wesen die Kleine eine große Furcht empfand und der sie am liebsten fern blieb; so wäre ihr Leben ein recht trauriges gewesen, wenn nicht eine junge fröhliche Tante sich des Kindes angenommen hätte und auch noch ein jüngerer Bruder ihrer Mutter dagesewesen wäre, der öfters mit der kleinen Nichte spielte und scherzte.

Von einer großen Überschwemmung ist der Kleinen erinnerlich, daß die Großmutter sie, als das Wasser in die Wohnstube drang, in die Höhe hob und auf einen Schrank setzte, von wo aus sie stundenlang zusah, wie das Wasser stieg und die Gegenstände darin umherschwammen, wie die Großmutter hochgeschürzt ab und zu ging und die Sachen zu retten suchte. Als das Kind übermüdet und hungrig zu weinen begann, reichte die Großmutter in der Aufregung ohne viel Überlegung dem drei- oder vierjährigen Kinde einen Laib Brot und ein großes Messer hinauf. Mühsam preßte die Kleine das große Brot an sich und versuchte, sich ein Stück abzuschneiden, allein das Messer fuhr tief in die kleine Brust und das Herzeleid ward erst recht groß!

Schattenhaft erinnerte sich das Kind, einmal den Vater gesehen zu haben, wahrscheinlich bei einem der vergeblichen Versuche, die Kleine zurückzuerhalten. Die Mutter hatte das niedliche schwarzlockige kleine Mädchen hochgehoben und ließ sie von mehreren umstehenden Gästen bewundern. Es prägte sich ihr unvergeßlich ein, daß der schwarze Herr, von dem sie damals nicht wußte, daß es ihr Vater sei, sagte: „Wie kann man das Kind so eitel machen!“ — Sie erinnerte sich des Umzuges nach Odessa und der großen Wohnung dort, mit dem langen Glaskorridor, wie er den Odessaer Häusern vielfach

eigen ist; auch daß sie sich einst durch einen Glasspitter, auf den sie trat, den Fuß so arg verwundete, daß sie lange Wochen in diesem Korridor lag, und die gute, lustige Tante ihr viele schöne Geschichten erzählte, auch oft mit einer Handarbeit bei ihr geseffen und und ihr vorgesungen habe; auch der junge Onkel half sie zerstreuen. Dann erwachte plötzlich einmal in dem Kinde die Frage: „Warum habe ich keinen Vater wie alle anderen Kinder?“

Die Tante sagte ihr dann in geheimnisvoller Weise, daß sie wohl einen Vater habe, aber sie dürfe nie von ihm sprechen, sonst würden Großmutter und Mutter sehr böse werden. Dies große, wunderbare Geheimnis beschäftigte nun die kleine Seele immer wieder, und war sie einsam, so erfaßte sie eine große Sehnsucht nach diesem fernen Vater, sie, die so wenig Liebe empfing, war überzeugt, er würde sie lieben! und ihr Herzchen begann warm für ihn zu schlagen; ja, die Phantasie wob einen Heiligenschein um sein Haupt. Dazu kam, daß sie einst dabei stand, als die Mutter in ihren Sachen kramte und ein Bild aus demselben herausfiel. Es war ein Daguerrotyp auf Leder, wie zu damaliger Zeit die ersten Photographien gemacht wurden. Das Kind hob das Bild auf und zeigte es der Tante; als diese ihr dann sagte, daß es ihren Vater vorstelle, preßte die Kleine das Bild ans Herz und küßte es unzähligemal, bis die Mutter es ihr entriß und es in den brennenden Kamin warf, dann aber selbst bitterlich zu weinen begann; die Arme! wie wenig hatte sie vom erhofften Lebensglück gehabt!

Durch diese Szene prägte sich das Bild des Vaters doppelt tief und unauslöschlich in das Kindesherz, und als der Vater sie endlich aufgefunden, erkannte ihn die Kleine sofort, schlang die Armchen um seinen Hals und erwiderte auf die Frage: „Willst Du mit Deinem Vater gehen?“ mit großer Entschiedenheit: „Ja!“

Nachdem nun die Übereinkunft getroffen und notariell festgesetzt war, daß der Vater für das leibliche und geistige Wohl des Kindes zu sorgen habe, und die Mutter sich in die Erziehung nicht einmischen dürfe, stellte diese die Bedingung, daß sie jederzeit das Kind besuchen könne und dieses vor dem er-

reichten vierzehnten Jahre nicht getauft werden sollte. Der beglückte Vater ging auf alles ein, und so wurde ein Wagen geholt, die Mutter selbst reichte das Kind dem Vater hinein, blieb dann aber auf dem Trittbrett stehen, wortlos, wie es ihre sanfte, stille, dulddende Art war, noch einmal von ihrem Töchterchen Abschied nehmend. Das frühreife Kind empfand reuevoll, daß es ihm so wenig leid tat, von der Mutter fortzugehen, aber ihr kleines, liebebedürftiges Herz war zu glücklich über die Zärtlichkeit und zarte Fürsorge des Vaters, in dessen Augen sie das strahlende Glück über ihren Besitz las.

So reiste sie denn mit ihm nach Rischinew, und als der Wagen vor dem kleinen Hause hielt, eilte die neue Mama mit offenen Armen dem Kinde entgegen, das ihr ein Ersatz sein sollte für die ihr entrissenen, so schmerzlich entbehrten eigenen Kinder. Mit viel Liebe wurde die Kleine auch von Gurlands Freunden bewillkommt.

Bald mußte die kleine, kaum sechsjährige Sophie am Unterricht der Faltinschen Kinder teilnehmen; er wurde im Pastorat von einem jungen Kandidaten erteilt, der leider noch sehr unerfahren war, die Kinder oft anschrie und durch seine große Heftigkeit einschüchterte; auch verlangte er offenbar zu viel von dem kleinen Wesen, denn nach der Schule kam das Kind so erschöpft heim, daß es sich auf den Teppich legte und sofort einschlief.

Gurland befürchtete, daß das Kind überanstrengt werde, auch geriet er immer mehr in Sorge, ob die Kleine bei ihm zu Hause die rechte Erziehung genieße, da seine Zeit so sehr in Anspruch genommen und seine Frau hierzu wenig befähigt war. Dazu kam, daß die Angst, sein kleiner Liebling könnte ihm geraubt werden, ihn nie verließ. Drohbriese kamen öfters, und so oft sein Amt oder seine Missionstätigkeit ihn auf längere Zeit vom Hause fortführten, verzehrte sich sein Herz in nervöser Aufregung und Angst.

Als nun das Frühjahr 1870 nahte und sein Gesundheitszustand eine ernstliche Kur im Auslande erforderte, beschloß er, sein kleines Mädchen auch hinauszubringen und den lieben Freunden W.'s zur Erziehung zu übergeben. Seit dem Tode

von Frau W. lebten ihre vier Töchter in schönem geschwisterlichen Verhältnis zusammen, sich durch ihre verschiedenen Gaben ergänzend. Da sie ungemein vielseitig gebildet, zum Teil auch künstlerisch begabt waren, bot sich hier ein sehr günstiger Boden für die Weiterentwicklung des Kindes.

Fräulein Sophie W. übernahm die Erziehung und verstand es meisterhaft, Geist und Herz der Kleinen zu entfalten, die mit schwärmerischer Liebe und Verehrung an dieser mütterlichen Freundin bis an deren Lebensende hing. Die Erinnerung an die Berliner Zeit, in der geistiges Leben und kindliche Freuden so herrlich vereint wurden, und sich dem Kinde so viel Schätze erschlossen, blieb der Kleinen zeitlebens ein unvergeßliches Dorado.

Die Mutter des Kindes kam wenige Monate später nach Rischinew, um ihr Töchterchen zu besuchen, erfuhr aber, daß sie nicht mehr dort sei, und so hat sie dasselbe auch nie mehr wiedergesehen, da sie einige Jahre darnach starb. Bei dieser Gelegenheit, wo Gurland sie ganz ohne den Einfluß seiner Schwiegermutter sprechen konnte, gelang es ihm auch, sie zum notariellen Widerruf der Klausel zu bewegen, das Kind nicht vor dem vierzehnten Jahre zu taufen.

Aus der Missionstätigkeit Gurlands in Rischinew ließe sich viel Interessantes berichten von Ausaat, Blüte und Frucht, es würde uns aber zu weit führen, wir erwähnen nur einige Tatsachen. Neben manch schwerem Kampf und bitterer Enttäuschung schenkte Gott auch ermutigende und beglückende Erfahrungen. Einer seiner Täuflinge, der seinem Herzen besonders nahestand, konnte durch die Hilfe der Freunde Israels ausgebildet und ordiniert werden. Es ist dies der Pastor Theodor Meierjohn, der in Minsk und Umgegend unter den Juden mit großer Liebe und ganz besonderer Begabung dem Herrn Seelen zu gewinnen sucht. Es tat Gurlands Herzen sehr wohl, von ihm wie ein Vater verehrt und geliebt zu werden, und blieben sie stets in herzlicher Verbindung miteinander.

Eine ganz besondere Gebetserhörung ward ihm zuteil, als sein alter jüdischer Hausarzt, bei dem er oft ein- und ausgegangen, und mit dem ihn herzliche Freundschaftsbande ver-

knüpften, zur Erkenntnis des Heiles gelangte. Der alte Doktor hatte nichts mehr von Gurland wissen wollen, seit er Christ wurde, und zürnte ihm doppelt, als auch der Neffe des alten Herrn, durch Gurlands Missionsstunden gewonnen, sich zum Christentum bekehrte.

So schien alle Hoffnung, ihn zu gewinnen, geschwunden, da wurde Gurland einmal nachts zu ihm gerufen und hörte mit Rührung, daß der Arzt durch das freudige Sterben einer christlichen Patientin, die ihm ihre Bibel vermacht hatte, so ergriffen worden war, daß er in dem Vermächtnis zu forschen begonnen und jetzt, wo auch ihm die Sterbestunde schlug, die Taufe empfangen und offen das Bekenntnis ablegen wollte, daß Jesus allein seiner Seele Frieden gegeben habe.

Mehr und mehr wurde die Missionstätigkeit in Kischinew bekannt, auch aus entfernten Gegenden, Odessa, Berditschew Wilna, und vielen anderen Orten kamen das Heil suchende Juden dorthin. Es war Gurland ein Herzenskummer, daß er oft diese Leute, die so weite Reisen gemacht, Kosten und Mühe nicht gescheut hatten, um Ruhe für ihre Seelen zu finden, zurückweisen mußte, weil weder Raum noch Mittel genügend vorhanden waren. Das Aysl, das Pastor Faltin durch Liebesgaben hatte erbauen können, war überfüllt; er selbst nahm ins Pastorat, Gurland nahm in seine eigene kleine Wohnung noch diesen oder jenen auf, allein auch das genügte meistens nicht. Um die Proselyten zu beschäftigen, wurde eine Buchbinderei und Schachtelfabrikation eingerichtet; auch konnte eine Bibel- und Traktatniederlage gegründet werden; und ein oder der andere Proselyt, der sich gut bewährte, fand Anstellung als Kolporteur, um das Wort Gottes möglichst in die Häuser der Leute und ihren Herzen nahe zu bringen.

Missionsberichte wurden in dem Leipziger Blatt „Saat auf Hoffnung“ und im „Missionsblatt des Westdeutschen Vereins für Israel“ veröffentlicht und gewannen der Arbeit in Kischinew viele Freunde. Professor Delitzsch in Leipzig, eine Hauptstütze der Judenmission, der durch die Gründung des Institutum Judaikum unter den Studenten der Theologie viele Mitarbeiter für die Missionstätigkeit unter Israel gewann,

interessierte sich lebhaft für Gurlands Arbeit und trat ihm in langjähriger Korrespondenz als väterlicher Freund und Berater sehr nahe. Auch mit Pastor Karl Azenfeld in Köln (später in Bonn), einem bewährten, treuen Arbeiter im Weinberge Gottes, befreundete sich Gurland von ganzem Herzen. In wie reichem Maße es Gurland gegeben war, durch seine Briefe und Berichte die Herzen für die Arbeit an Israel zu erwärmen, bezeugt ein Brief Azenfelds:

„Ich freue mich, Ihnen 175 Taler zuzusenden zu können, den Ertrag, der durch das Missionsblatt bisher eingegangen ist. Viel Liebe zu Israel haben Ihre Berichte in allen Teilen Deutschlands erweckt; könnte ich Ihnen alle Begleitschreiben zu den Gaben senden, Sie würden sich innig daran erquicken. Ich sende aber nur einen Zettel, weil der arme Handelsmann aus Barmen, ein lieber, einfältiger Christ, so herzlich darum bittet, daß sein Brief im Original Ihnen zu Gesichte komme.

Die Mitteilung Ihres letzten Briefes in Nr. 12 unseres Blattes hat wirklich in vielen Herzen gezündet. Da schreibt ein Schmiedemeister aus Hundsriicken im Gebirge, daß man dort in den Gebetsversammlungen Ihrer herzlich gedenke und mit Spannung Ihren weiteren Berichten entgegen sähe. Andere Freunde sandten mir sogar Weihnachtsgaben für Sie: eine arme Frau hier in Köln sparte von ihrem Haushaltsgelde groschenweise, bis sie hocheifreut mir einen Taler für Rischinew übergeben konnte. In einer Schlesiſchen Brüdergemeinde hat man Ihre Sache besonders lieb gewonnen; auch in der Heimat Terſteegens strecken sich die Beterhände für Sie zum Herrn aus.

Im Düſſeldorfer Frauen-Verein erzählte ich Ihre Geschichte, die allgemeine Freude erregte. Ein Pfarrer in Westfalen bestimmte einen Sonntag im Jahr, um für Ihre Arbeit zu kollektieren; und mein Bruder, Julius Azenfeld, sendet aus Smyrna eine reiche Gabe, von der dortigen deutsch-franzöſiſchen evangeliſchen Gemeinde, an der er in großem Segen wirkt. Aus Wetterau, wo einst Zinzendorf gewirkt hat, soll ich Sie innig grüßen, von den dortigen „Jesusfreunden“, die Ihre Proselyten als „Jesusfreunde aus Israel“ grüßen lassen! Hiermit haben Sie einen kleinen Begriff von der Liebe, die für Sie rege ge-

worden ist. Auch ich nehme viel aus Ihren lieben Briefen und Mittheilungen und erfrische und erquicke mich selbst an Ihrem Glauben und Leben."

Über seine erste Missionsreise in Rußland im Sommer 1868 schreibt Gurland:

»Von nah und fern strömten die Christen herbei, und taten willig Herz und Hände auf. Oft geleiteten sie mich, Lob- und Danklieder singend, bis zur nächsten Kolonie, um auch der dortigen Bibelftunde beizuwohnen. Die Kirchen oder Bethäuser waren meistens gefüllt, es kam auch vor, daß sie die Menge der Herbeigeeilten nicht fassen konnten, dann hielten wir im Freien unsere Gottesdienste. Öfters wurde ich gebeten auch am Nachmittage noch eine Missionsstunde zu halten.

Die Kollekten dieser armen Bauergemeinden ergaben verhältnismäßig große Summen, sie stiegen manchmal bis auf 200 Rbl. (430 Mk.), was in dieser schweren Zeit, wo an vielen Orten Hungersnot herrschte, wirklich ein Liebesopfer war. Aber wichtiger war mir, daß viele Herzen versprachen, für das arme Volk Israel zu beten, den schweren Jakobskampf mitzuringen, bis der Herr seinem gefangenen Volk den Segen der Heils-Erkenntnis zuteil werden lasse.

Eine fast unerwartete Teilnahme und Herzlichkeit erfuhr ich auf dieser Reise bei den Geistlichen. Auch aus dem so viel weiter entfernten Chersonschen Gouvernement kam von den Amtsbrüdern eine freundliche Aufforderung, doch auch dorthin eine Missionsreise zu machen. So reiste ich von Rischinew 75 Werst mit dem rüttelnden russischen Postwagen, dann mit der Bahn bis Odessa, wo ich abends zwölf Uhr ankam und am andern Morgen predigen mußte. Montag Nachmittag hatte ich Missionsstunde zu halten, und Dienstag früh um 7 Uhr reiste ich mit dem Dampfschiff nach Cherson. Um 4 Uhr nachmittags angekommen, um 5 Uhr Gottesdienst. Anderen Morgens um 7 Uhr mit dem Schiff ausgefahren und 24 Stunden später in Nikopol gelandet, von wo ich noch fast 150 Werst bis in die Kolonie Molotschnaja hatte, wo Sonntag Vormittag ein großes Heidenmissionsfest stattfand und am Nachmittage ich für die Judenmission über 2. Mos. 14, 15 die Predigt hielt.

Von dort ging es weiter in die deutschen Kolonien Johannistal, Worms, Neu-Freudental, Hoffnungstal, Kassel, Glückstal und Bergdorf. Überall öffnete Gottes Gnade mir die Häuser und Herzen, und meine Seele konnte nur Gott loben und preisen.

Wenn diese Missionsreise auch viel schwieriger und anstrengender war, als ich's gedacht hatte, so war sie andererseits doch viel gesegneter und erfolgreicher, als ich's zu hoffen gewagt hatte.»

Soweit Gurlands Bericht; wir fügen noch hinzu, daß, als er 30 Jahre später krankheitshalber ganz nach Odessa ziehen mußte und die Bauern in den Kolonien davon hörten, sie ihn herzlich grüßen und ihm sagen ließen: sie hätten ihn nicht vergessen, sondern dächten noch oft in Liebe an ihn. Einige von ihnen machten sich sogar auf die Reise und besuchten ihn in Odessa. Da gab es nur eine kleine Enttäuschung, daß der Pastor sie nicht gleich erkannte und sich ihrer Namen nicht entsinnen konnte.

„Aber, Herr Paschtuhr, wißt Ihr denn nit mehr, daß ich Euch gefahren habe? und bei dem Christian do habt Ihr doch gewohnt.“

„Wir haben den Herrn Paschtuhr gleich erkannt, und wir wissen auch noch, was Ihr gered't habt.“ In herzlichem Einverständnis verplauderten sie ein paar Stündchen und Gurland freute sich innig der Treue dieser einfachen braven Leute.

Im Frühjahr 1870 sollte in Berlin eine große Konferenz aller Vereine und Gesellschaften, die sich der Ausbreitung des Christentums unter den Juden widmeten, stattfinden, und es erging auch an Gurland und Pastor Faltin die dringende Aufforderung, ihr beizuwohnen. Auf dieser sehr interessanten, belebten Konferenz, auf der auch Gurland einen Vortrag zu halten hatte, beredete ihn sein Freund Pastor Arenfeld, noch ehe er die ihm verordnete Badekur antrete, mit ihm an den Rhein zu gehen und alle Ortschaften zu besuchen, in denen Gurland durch seine Missionsberichte Freunde gewonnen.

Diese ganze Missionsreise war reich an Segen und Freude; sie erquickte ihn so sehr, daß er immer wieder Müdigkeit und

Schmerzen, Unwohlsein und Ermattung darüber vergaß. Nach einem Abendgottesdienst in einer kleinen Stadt kamen ein Herr und eine Dame in die Sakristei, überreichten eine größere Gabe für die Mission und sagten dabei: „Lieber Herr Pastor, Sie haben uns heute so viel gegeben, und unseren Herzen so wohlgetan, da möchten meine liebe Frau und ich Ihnen gerne danken, und so beschlossen wir, Ihnen diesen Ring, der uns sehr lieb ist und unsere Namen trägt, zu geben. Bitte tragen Sie ihn und beten Sie, daß, was durch Ihre Worte in unseren Herzen angeregt worden, auch Frucht tragen möge!“ Der Ring trug auf breiter goldener Platte die Buchstaben D. W. Die vollen Namen hat Gurland niemals erfahren, aber diesen Ring trug er immer, bei seinem Anblick oft für das Paar betend und sich freuend, sie einst vor Gottes Thron wiederzufinden.

Nach all der Anspannung und Ermüdung war Gurland ernstlich erkrankt, und wollte nach Rissingen noch eine Nachkur in den Bergen halten. Auf der Reise dorthin traf er in Nürnberg mit Pastor Seesemann aus Mitau (Kurland) zusammen, mit dem er schon einige Zeit in Korrespondenz gestanden, da der baltische Judenmissionsverein den Wunsch hegte, Gurland für Riga oder Mitau zu gewinnen. Nun wurde diese Möglichkeit ernstlich erwogen, und dann machten beide einen Ausflug nach Neu-Dettelsau, wo sie mit Pfarrer Löhe unvergeßlich schöne Stunden verlebten.

Als Gurland auf der Weiterreise nach Tabarz begriffen war, erfolgte die Kriegserklärung Frankreichs gegen Deutschland, und am selben Tage wurden sämtliche Bahnen Deutschlands fürs Militär in Beschlag genommen; alle Reisenden mußten liegen bleiben und warten, bis sich ein Zug einschieben ließ, oder rückkehrende Waggonn sie eine Strecke weiter mitnehmen konnten. Alles, was in den Bädern weilte, eilte heim. So kam Gurland um die so nötige Erholung und reiste nach kurzem Zusammensein mit seinem Töchterchen in Berlin zurück nach Rischinew, um dort weiterzuwirken, bis sich die Angelegenheit mit Riga und Mitau gelichtet — und die Berufung an ihn ergangen war.

Eine neue Heimat.

Der Ausbruch von Rischinew wurde Gurland nicht leicht, denn in den vier Jahren seiner dortigen Tätigkeit hatte er immer mehr Fuß gefaßt und manch lieben Freund gewonnen. Speziell an den gemeinsamen Bibelabenden war es zu geistigem Austausch und Verständnis gekommen, und nun galt es sich loslösen von einer ganzen Reihe seinem Herzen nahestehender Personen.

Propst Faltin schreibt über diesen Ausbruch: „Als in Kurland das Verlangen rege wurde, eigene Judenmission zu treiben, war es den Freunden dort erwünscht, meinen teuren lieben Gurland, für den ich mit großer Freude viel Kraft und Mühe eingesetzt hatte, in ihre Mitte zu ziehen. Die Aufforderung erging in so liebevoller Weise, daß wir, so schwer es unseren Herzen wurde, uns dennoch entschlossen, ihn ziehen zu lassen, weil sich seinen Fähigkeiten dort ein größeres Arbeitsfeld bot. Bei der letzten Versammlung im Pastorate sprachen die lieben Freunde und der Kirchenrat ihm ihren herzlichen Dank und warme Anerkennung aus. Viel innige Segenswünsche begleiteten ihn und seine liebe Frau nach dem fernen Mitau, wo der Herr seine besonderen Wege mit ihm hatte. Für mich waren es fast die schönsten Tage meines Aufenthalts in Rischinew, welche ich in so inniger Gemeinschaft mit meinem lieben Gurland verbrachte.“

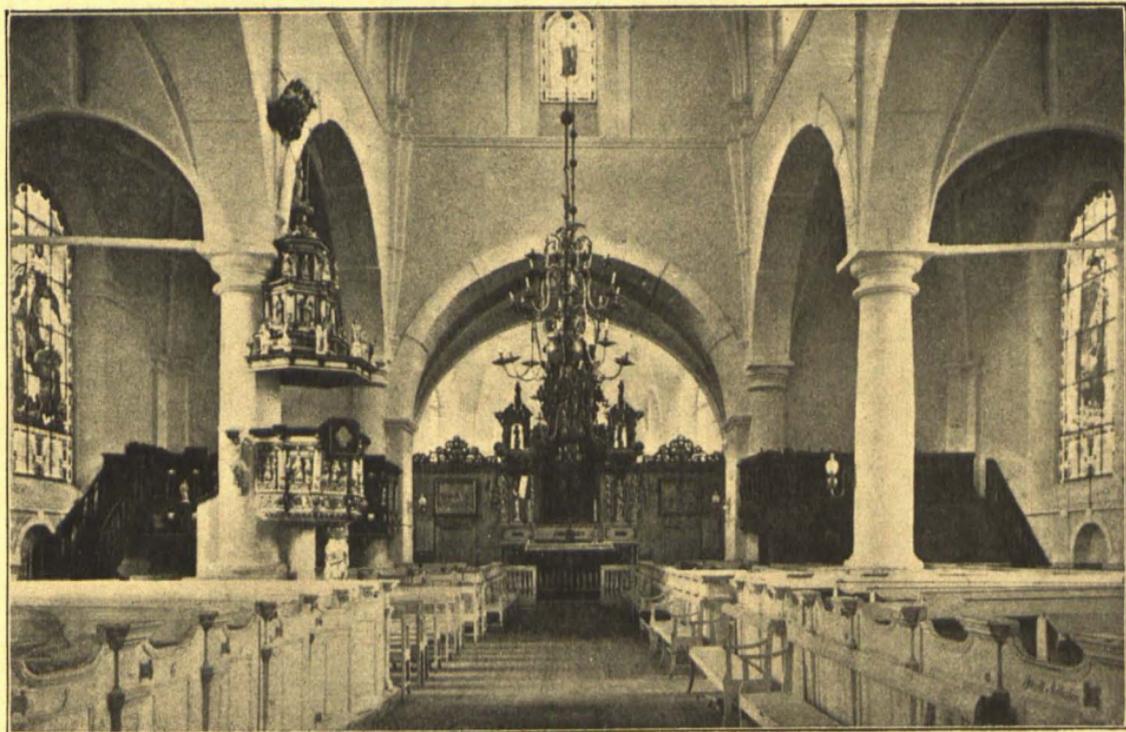
Schon seit 1863 war ein Anfang mit der Judenmission in den Ostseeprovinzen gemacht worden, allein es hatte sich herausgestellt, daß eine Neugestaltung derselben am Platze wäre und so beschloßen die Synoden Liv-, Est- und Kurlands die Anstellung eines tüchtig talmudisch und tüchtig theologisch gebildeten Mannes und wandten sich deshalb an Pastor Gurland in Rischinew, der sich auch bereit erklärte das Amt eines Missionspredigers für die Ostseeprovinzen anzunehmen und 1871 als Stadtvikar für Mitau angestellt wurde.*) Er entsprach allen Erwartungen und erwarb sich bald das allgemeine

*) Nach Geschichte der Judenmission von P. de le Roi.

Vertrauen. Gurland mußte den Juden dieser Landesteile, die zwischen Aberglauben und Unglauben hin- und herschwankten, in rechter Weise zu begegnen und fand vielen Eingang bei ihnen. Seine Missionsreisen in den baltischen Provinzen und Litauen riefen eine gewaltige Bewegung hervor. Eine ganze Anzahl litauischer Juden trat mit ihm in brieflichen Verkehr und viele kamen, um unterrichtet und getauft zu werden. Leider verfiel ein Teil der Juden, besonders in Wilna und Litauen, in chiliastische Schwärmerei und geriet auf Irrwege. Da Gurland merkte wie groß ihre Unkenntnis des Alten Testaments war, hielt er ihnen alttestamentliche Bibelstunden, die sie gern und eifrig besuchten. Auf den Missionsreisen suchte er durch Vorträge die Christen zu einer christlicheren Auffassung des Judentums zu bringen, damit das trostlose Nebeneinander von Christen und Juden schwände und die Juden erkennen könnten, daß die Judenmission aus der Liebe hervorquellte. Auch besuchte er alljährlich die Synoden um den Amtsbrüdern ans Herz zu legen, eine ernstlichere Beteiligung des Laienelementes anzustreben und die Judenmission zur Gemeindefache zu machen.

Rascher als zu erwarten war, lebte sich Gurland in Mitau ein und gewann allgemeine Liebe und Anerkennung. Da er außer seiner Missionstätigkeit öfters sowohl in der St. Trinitatis- als in der Johanniskirche zu predigen hatte, ward er bald den Gemeinden bekannt. Seine Predigten wurden gerne gehört, sie kamen aus dem Herzen und gingen zu Herzen. Seine Bibelstunden über alttestamentliche Persönlichkeiten, Josua, Ruth, Elias und andere mehr, die er allwöchentlich im Bet-saal des Diakonissenhauses hielt, wurden sehr eifrig besucht, schien es doch selbst denen, die ihre Bibel oft und viel gelesen, als öffne er ganz neue Tiefen und erschließe ihnen ungekannte Schätze. Es ging ein Zug der Begeisterung durch die Gemeinden und selbst der Generalsuperintendent sagte Gurland: „Du bist uns von Gott gesandt ein Prediger für die Pastoren.“

An der Hauptkirche Mitaus amtierte damals Konsistorialrat Pastor Eduard Neander, der 1826 ordiniert, seit 1836 als Prediger an der St. Trinitatiskirche angestellt war. Er hatte



Das Innere der Trinitatiskirche in Mitau.

noch die Zeit der religiösen Dürre, des Rationalismus erlebt und auf der Kanzel der St. Trinitatiskirche einen Prediger im blauen Frack, weißen Spitzenjabot und hohen gelben Stulpenstiefeln gesehen. Neander war ein ernster, aufrichtiger Christ, mit warmem Empfinden drang er auf persönliches Christentum und brachte einen neuen Geist frischen Lebens, der Erweckung und Bekehrung in die Gemeinde, die in Verehrung und Liebe an ihrem Prediger hing; aber Kränklichkeit und Alter erschwerten dem Pastor mit der Zeit immer mehr die Erfüllung aller seiner Obliegenheiten, das Augenlicht war trübe geworden, und Hilfe tat oft not; so kam es, daß Gurland immer öfter helfend eintrat und die Gemeinde ihn überaus lieb gewann. Der greise selbstlose Pastor freute sich aufrichtig daran; er war Gurland von Anfang an mit großer Herzlichkeit entgegen gekommen und hatte ihn allmählich wie einen Sohn lieb gewonnen. Gurland stellte sich auch ganz wie ein solcher zu ihm. Nie hat ein Schatten dies schöne Verhältnis getrübt, das nur inniger wurde, als in Erfüllung eines allseitigen Wunsches Gurland als Adjunkt von Pastor Neander bestätigt wurde.

Am 31. Mai 1873 trat Gurland in den Dienst der ihm so teuer gewordenen Gemeinde zu St. Trinitatis. Seine Missionstätigkeit wollte er nicht aufgeben, um aber beiden Ämtern nachkommen zu können, sollte er erst seine Gesundheit in Marienbad kräftigen. Auf diese Weise brachte ihm der Sommer auch ein Wiedersehen mit dem teuren Freunde Max B., das ihm zu großer Erquickung gereichte. Wir lassen zwei Briefe folgen, die uns Einblick in den weiteren Verlauf der Freundschaft gewähren.

Max B. schreibt ihm am 11. Juli 1873:

Inniggeliebter Freund! Meine Gebete umgeben Dich an Deinem Geburtstage und sollen den starken Schild noch stärker machen, der Dich vor allen Pfeilen des Bösen schützen soll.

Ich habe es tief gefühlt, wie Du ein helles Licht in meinem Herzen bist, das mir hilft die Schluchten und Blöcke des schmalen Weges zu meiden. Du bist immer für mich ein großes Kleinod gewesen, und ich habe wohl auch gedacht, ich müsse Dir etwas

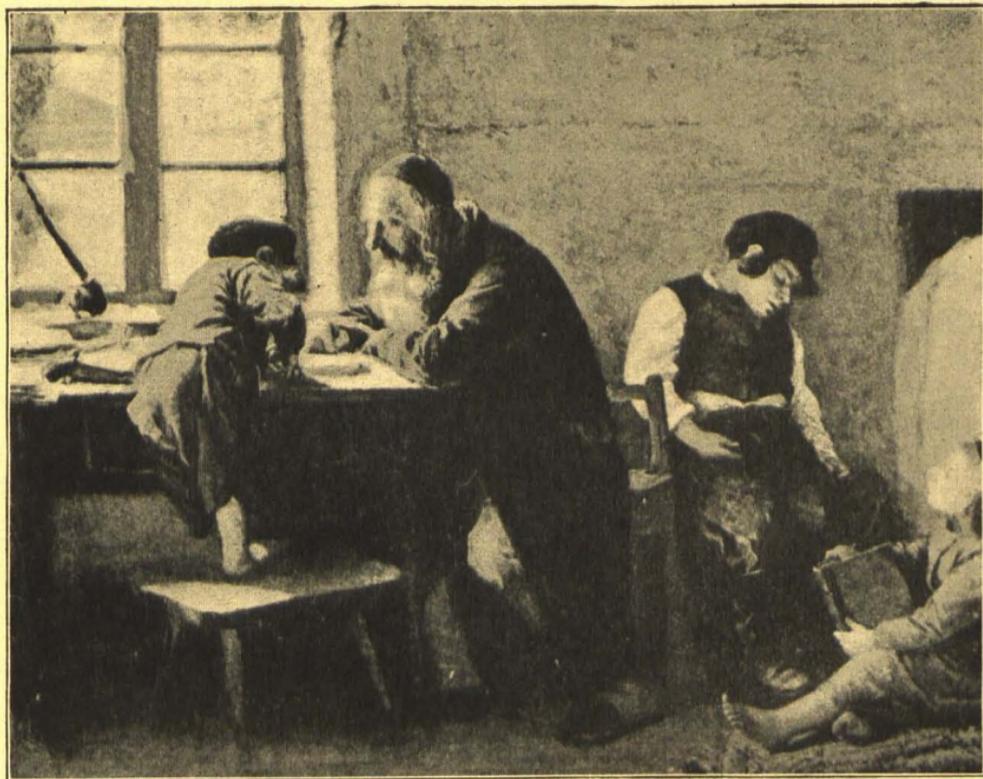
wert sein, da Du mich so lieb hast. Worin liegt nun dieser Wert? Oft dachte ich, da ich nichts finden konnte, es sei Zufall oder eine Schrulle Deinerseits, mich hoch und wert zu halten, doch mußte ich diesen Gedanken gleich verwerfen. In Dir ist zu viel Notwendigkeit, als daß eine tiefe, andauernde Neigung Deines Herzens Zufall sein könnte.

Da ist mir denn neulich, im trauten Gespräch mit Dir, durch Dich selbst ein Licht aufgegangen über die Bedeutung, die ich für Dich haben soll. Wie Du mich früher oft Deinen Samuel nanntest, und wie Samuel Dein nach innen gewandtes Auge, Deine in die Tiefe grabende melancholische Phantasie herausgerissen in heitere, freiere Regionen, aus der Schwermut in leichteren Sinn, aus der Glut in die Wärme, so ist mir, dem rascheren, leichteren Blut, vielleicht eine ähnliche Einwirkung auf dich beschieden gewesen. Du drücktest es sehr schön aus, indem Du sagtest: Du hättest es mir zu danken, daß Du nicht zu früh abgeschlossen und fertig gewesen seiest. Ich glaube, das ist zuviel gesagt, vom Freundesauge vergrößert, aber wie gerne nehme ich, was daran wahr ist, an, als ein Geschenk des himmlischen Vaters.

Sollte ich Dir nun sagen, was Du für mich für eine Bedeutung gehabt hast, so würde ich damit nicht so bald fertig werden. Ich selbst habe erst später die Größe und das Gewicht Deiner Einwirkung auf mich, in den ersten Jahren in Berlin, verstehen gelernt; in schweren inneren Kämpfen, in denen meine bessere Natur einem einseitigen Intellektualismus beinahe erlegen wäre, ist mir Dein Wesen und Deine Freundschaft ein Leuchtturm und zugleich ein rettendes Fahrzeug gewesen. Doch genug — . . .

Gurland erwidert:

»Heute ist hier Sedanfeier, der große, ereignisvolle für Deutschland Heil und Ruhm bringende Tag, der nicht nur den Sieg über den alten Erbfeind brachte, sondern gleichzeitig den lang ersehnten Frieden und vor allem die Einigkeit des Reiches. O wäre dies doch nicht allein ein Tag der politischen, sondern auch der inneren sittlichen Wiedergeburt dieses mir so lieb und wert gewordenen Volkes, dem ich, nächst Gott, die Bildung



V. Horowitz

Aus einer jüdischen Schule.

meines Geistes und Herzens verdanke. Was vom Geiste geboren und von der Liebe gepflegt und erzogen wird, sollte das für unser inneres Leben nicht von größerer Wichtigkeit sein, als die Abstammung des Fleisches?

Ja, die geistige wie die geistliche Wiedergeburt sind Geheimnisse kündlich groß und göttlich tief. Was ich etwa von Gutem und Schönem in meinem Herzen trage, das ist Euer, denn Ihr lieben deutschen Herzen habt ja nächst Gott zur Entwicklung und Ausbildung meines armen Geistes bewußt und unbewußt das meiste getan.

Und wenn Ihr Euch über den Erfolg Eurer Arbeit wundern solltet, so ist die einfache Erklärung die: Ihr habt Eure Liebe an mir arbeiten lassen, und Euch, ich weiß nicht warum, mein genannt und solche selbstlose Hingabe der Herzen teilt stets die reichsten Gaben aus, ohne es selbst zu wissen. Nur von diesem Standpunkt aus kann ich's mir erklären, daß, obschon ich von Geburt nicht Germane bin, dennoch mein Kopf und Herz, Geist und Gemüt, ja, mein Denken gut deutsch sind, und ich das wärmste Interesse für dies Land, die innigste Teilnahme für das Wohl und Wehe dieses Volkes in mir fühle . . . «

Bilder aus der Missionsarbeit.

Über die Missionstätigkeit Gurlands in Mitau lassen wir ihn selbst durch Auszüge aus seinen Berichten reden:

»Die Arbeit an Israel ist nicht die Lieblingsarbeit eines einzelnen Geistlichen, sie ist ein Zweig der Amtstätigkeit unserer evangelisch-lutherischen Kirche, gestützt auf das Recht, getrieben von der Pflicht und getragen von der Verheißung, die der Herr seiner Kirche anvertraut hat. Daher müssen alle Erfolge, Freude und Leid, die wir bei dieser Arbeit erleben, als Gemeingut der Kirche mit den Glaubensgenossen in der Nähe und Ferne geteilt werden. Wir danken dem Herrn für den Erfolg und inneren Segen aber auch für die mancherlei Trübsal, die wir erfahren, denn sie erzog uns in der Demut und Geduld und lehrte uns vom eignen Tun absehen und allein auf Ihn vertrauen.

Einige Israeliten, die in Pflege und Unterweisung waren, verschwanden bei Nacht und Nebel, andere wurden uns von den Eltern und Verwandten entrissen, und wieder andere erhielten von der jüdischen Gemeinde ihre Geburtscheine nicht ausgeliefert und konnten deshalb nach dem Kirchengesetz nicht getauft werden. Eine besonders schmerzliche Erfahrung habe ich an einem moldauischen Juden erleben müssen, der nach viermonatlichem Unterricht von mir ein Manuskript (eine in hebräischer Sprache verfaßte biblische Geschichte des Alten Testaments, die zum Drucke fertig war und viele Anmerkungen für orthodoxe Juden enthielt), zum Lesen nahm und damit spurlos verschwand. Der arme Mensch ahnte gewiß nicht, welch eine mühsame Arbeit mit Daransetzung der für einen schwächlichen Körper so nötigen Nachtruhe an jenen Blättern haftete. Möge ihn die Liebe Jesu endlich erfassen.

Selbst die unsteten Juden, die flüchtig kamen und gingen (darunter ein alter, ehrwürdiger Rabbiner, der das Neue Testament gelesen und mir öfters gesagt, daß er Jesum als seinen Messias erkannt habe — und der dessenungeachtet in seinem Amte bleibt), machen durchaus nicht den Eindruck, als ob bei ihnen der Same des Evangeliums gar keinen Boden gefunden hätte, vielmehr liegt der Grund ihrer Unentschlossenheit meist in den furchtbar verwickelten Lebensverhältnissen und Familienschwierigkeiten. — Ein junger Israelit sagte mir, daß er nicht die Kraft in sich verspüre, ein „Märtyrer des Christentums“ zu werden! Es liegt viel Wahrheit in dieser Bezeichnung. Zwischen dem furchtbaren Fanatismus der Juden bei uns zu Lande und dem Indifferentismus so vieler Christen kann sich der Judentum nicht wohl fühlen. Alle Bande der Liebe, Freundschaft und Verwandtschaft mit den Seinen sind zerrissen, verfolgt, verstoßen, geheßt und verachtet von den früheren Gesinnungsgenossen findet er meist nur Vorurteil, Mißtrauen und abstoßende Kälte unter den neuen Glaubensgenossen. Dazu kommt die Existenzfrage: was soll solch ein armer Proselyt beginnen? Er ist plötzlich in eine ihm nach Naturanlage und Lebensanschauung völlig fremde Welt versetzt; Umgangssprache, Bildung, Denkweise und Sitten der Indogermanen sind dem

Semiten in der ersten Zeit ebenso unfählich, wie die Hebräer ihnen. Der innere Trieb nach Freundschaft und geselligem Zusammenleben, das Bedürfnis nach einem Gedankenaustausch mit einem Gleichgesinnten, das schon in der Naturanlage des Orientalen liegt und bei solchen inneren und äußeren Kämpfen sich ganz besonders geltend macht, bleibt meistens unbefriedigt.

Jeder Judenchrist muß daher eine Reihe von Jahren mitten in der Gemeinschaft der Heiligen seinen einsamen Lebenspfad ziehen und schwere innere Kämpfe durchleben, bis der Herr ihm den Weg zu warmen gläubigen Christenherzen bahnt. So ist es für einen wahren Juden kein leichter Entschluß Christ zu werden; um so bewunderungswürdiger müssen wir es daher finden, wenn eine Seele trotz all dieser Hindernisse und Schwierigkeiten dennoch von der Liebesmacht des treuen Hirten überwunden wird und spricht: „Herr, Du hast mich überredet, und ich habe mich überreden lassen; Du bist mir zu stark gewesen und hast gewonnen“ (Jeremias 20, 7).

In Wilna, wo sich so schöne Keime eines neuen religiösen Lebens zeigten, haben Schwarmgeister die Köpfe verwirrt und die Gemüter krankhaft erregt. Stundenlange Disputationen, die ich tagein, tagaus, oft bis in die Nacht hinein mit den talmudischen Gelehrten hielt, schienen keinen anderen Erfolg zu haben, als daß ich mich zuletzt völlig erschöpft und krank fühlte. Durch den Talmud ist in ihrem Denken und Fühlen eine tiefe geistige Entartung nicht zu verkennen. Sie haben durch die tollgewordene Logik des Talmud und durch die haarspaltende Dialektik der Talmudkommentare das einfache Denken verlernt und das unbefangene Urteil über Wahrheit und Unwahrheit verloren.

Wie oft stand ich ratlos diesem leidenschaftlichen, rechtshaberischen, zänkischen und halsstarrigen Volke gegenüber! Dann kamen die Stunden der Anfechtung für mich, wo ich mir sagte, es sei Torheit, hier auf Erfolg zu hoffen. „Die Steine sind schwer, des Staubes ist viel, und die Kraft der Träger zu schwach; wir sind zerstreut auf der Mauer fern voneinander“ (Nehemia 4). Einer Aufgabe sich nicht gewachsen zu fühlen, das Elend der Brüder täglich anzusehen und doch

nicht helfen zu können und täglich mutloser werden, das sind die schwersten Anfechtungen und die tiefsten Leiden unseres Amtes, die selbst einen Elias zu der verzagten Bitte herabstimmen: „Es ist genug, Herr!“

Als ich eines Tages in so gedrückter, mutloser Stimmung, scheinbar unverrichteter Sache nach Hause zurückkehren wollte, begegneten mir im Gedränge der schmalen Judengasse zwei Männer, die durch zwei ineinander gefahrene Wagen aufgehalten, mir eine Weile gegenüberstanden. Die edlen Gesichtszüge des erblindeten Greises kamen mir bekannt vor, doch sann ich vergeblich, wo ich ihn gesehen, als der jüngere Mann laut aufschrie: „Vater! Vor uns steht Dein gottloser Schüler, der unsere Brüder verführt!“ Nun erkannte ich meinen alten väterlichen Freund, meinen ersten Talmudlehrer, und grüßte ihn herzlich mit dem üblichen Friedensgruß: „Schalom alechem Rabbi!“, auch griff ich unwillkürlich nach seiner Hand; allein der Sohn entriß sie mir und rief: „Gottloser! rühre meinen Vater nicht an, auf daß Du ihn nicht verunreinigst, denn er ist heilig! Licht und Finsternis haben keine Gemeinschaft.“ — „Laß ab, mein Sohn,“ mahnte der Alte, „wer da zürnet, treibt Abgötterei.“ Undessen lichtete sich das Gedränge ein wenig und der Sohn zog den Alten so rasch zur Seite, um ihn aus meiner Nähe zu bringen, daß der Blinde einen Fehltritt tat, hinstürzte und den Arm brach. Ich sprang zu und hob ihn auf, rief einen Wagen an und wir legten ihn in denselben, während der Sohn in tiefer Erbitterung murmelte: „Ich wußte, daß dieser uns Unglück bringen würde!“ Der Alte aber jammerte: „Gott Israels, wo soll ich hin?“

„Wo wohnen Sie?“ fragte ich.

„In M., fünf Meilen von hier.“

„Fahr zum jüdischen Hospital,“ befahl ich dem Fuhrmann. Allein dort wollte man ihn nicht annehmen, es war alles besetzt, und er gehörte zu einer anderen Gemeinde. So ließ ich ihn ins Gasthaus bringen, bezahlte ein Zimmer und eilte nach einem Arzte. Als der Kranke geschient und gut gebettet stille lag, trat ich an sein Bett und er flüsterte: „Dank, Dank, Gott lohne Dir's. Du bist immer der alte, treue Mensch! Ach! es

ist gewiß nicht wahr, ich habe immer gesagt, Du kannst kein G^oi (Christ) geworden sein, Du hast ja ein jüdisches Herz!"

„Lassen wir das jetzt, lieber, verehrter Rabbi, Sie sind zu schwach; wenn Sie erlauben, komme ich morgen, und wir sprechen uns in ruhiger Stunde aus.“

„Ja komm, mein Sohn, komm bald; Du weißt, wie sehr ich Dich immer liebte.“

Am anderen Morgen traf ich es glücklich, der Sohn war in die Synagoge gegangen, und ich konnte den lieben Alten allein sprechen. Er erzählte mir von der schlaflosen Nacht und von unheimlichen Nachtgestalten, die ihn geschreckt und schloß mit den Worten: „Ja, mit dem Alter ist die Dämmerung gekommen und die lange, lange Nacht naht.“

Ich erwiderte: „Der Herr spricht: Ich will euch tragen bis ins Alter, ich will es tun, ich will heben, tragen und erretten.“

„Ja,“ sagte er mit tiefem Ernste, „das gilt dem Gerechten, aber ich muß rufen: Herr, verwirf mich nicht zur Zeit des Alters, wenn meine Kräfte sich erschöpfen, verlaß mich nicht.“

Wir saßen lange still; der kranke Arm schmerzte, und ich suchte ihm eine bessere Lage zu geben.

„Habe Dank, mein Sohn,“ flüsterte der alte Mann, „aber jetzt erzähle mir, wie alles kam.“

Ich begann nun von den wunderbaren Wegen Gottes, die er mich geführt, von den inneren Kämpfen meiner Seele als jüdischer Rabbiner, dann wie es allmählich Licht wurde in mir, bis zu meinem Übertritt zum Christentum. Ich zitierte die messianischen Stellen und wies auf die verfälschten Erklärungen, welche der Talmud, die Midraschim und Rabbala zu diesem klaren Gotteswort geliefert haben. Ich wies auf Gottes Heilsplan, auf die weltumfassende Wirkung, die das Evangelium vom Kreuze an den meisten Heidenvölkern vollzogen, während Israel, seitdem es den Gesalbten Gottes verstoßen, unter dem Banne Gottes friedlos umherirrt, ohne Vaterland und König, ohne Tempel und Opfer, ein Spott der Welt, mit Blindheit des Herzens geschlagen! Alle seine altjüdische Gelehrsamkeit trägt den Stempel eines krankhaften

Geistes an sich! Nun schilderte ich ihm, wie Christus das Licht der Seele ist, seine Gnade unsere Herzen neu belebt und mit Liebeswärme füllt; als ich zu dem Worte kam: „Jesus, der Gekreuzigte, ist das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt,“ leuchtete sein Gesicht auf. Ich fuhr fort, ihm in Jesu den Hohenpriester zu zeigen, der noch heute wie damals für seine Brüder betet: „Vater, vergib ihnen!“ und seinen ewigen Bund mit Israel immer noch festhält, obgleich Israel ihn schon unzählige Male gebrochen hat. Als ich ihm von Simeon erzählte, der alles dieses erkannt und ausgerufen: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen,“ ging ein heiliger Schauer über sein Gesicht, er seufzte und sagte mit gehobener Stimme:

„Sohn, ich beschwöre dich bei dem Gotte Abrahams, Isaaks und Jakobs, bei unserer Heiligen Schrift (Gesetzesrolle) und bei allem, was dem wahren Israel je und je heilig und teuer war, daß du mir vor Gottes Angesicht bezeugst: ob das alles, was du mir gesagt hast, wirklich wahr ist, und ob du von ganzem Herzen daran glaubst?“ Er bat mich, den Gebetsmantel (Talith), der über einem Stuhle hing, und den er bei seinen Gebeten umzulegen pflegte, zum Zeichen des Eides mir um die Schultern zu legen. Ich tat es und beteuerte fröhlichen Herzens, daß mein Glaube an Jesum von Nazareth meines Herzens Überzeugung, Trost und Frieden ist, und daß ich in diesem Glauben leben und sterben will und ewig selig zu werden hoffe durch das Blut der Versöhnung, welches der Heiland in seinem Opfertode für uns alle vergossen hat, daß ich täglich zu Ihm flehe, daß er meinen Brüdern nach dem Fleische die Decke Moses von den Augen abtue und ihre Herzen zu seinem Herzen lenke!

Da öffnete sich plötzlich die Tür, und der Sohn des Rabbi und der Gastwirt, die wahrscheinlich schon lange hinter der Tür gestanden, stürzten herein, rissen mir den Gebetsmantel ab, tobten und fluchten, daß ich dem alten Manne Kopf und Herz mit Irrlehren verwirrt hätte, und stießen mich zur Tür hinaus. Der fromme Wirt, der seinen großen Eifer für den Glauben der Väter zeigen wollte, gelobte, handgreiflich zu

werden, wenn ich wiederkommen sollte. Ich fand auch wirklich keinen Einlaß mehr und erfuhr beim Arzte, daß es wohl zu Ende gehe.

Mit schwerem Herzen verließ ich die Stadt, da Amtspflichten mich nach Hause zurückriefen. Als ich auf meiner nächsten Missionsreise Wilna besuchte, ließ ich mir das Grab meines Lehrers auf dem jüdischen Kirchhofe zeigen und las auf dem einfachen Feldsteine die Worte, die der Sterbende sich selbst gewählt haben soll: „Pniel, ich habe des Herrn Angesicht gesehen und meine Seele ist genesen.“ (1. Mos. 32, 30.)

Auf meinen Missionsreisen in Litauen hat sich mir eine Welt von Not und Elend eröffnet und haben sich Sammerbilder mir eingeprägt, wie sie bisher mir noch nie vorgekommen waren. Am allermeisten wollte mir das Herz brechen beim Anblick der Scharen elender, verhungertes, in Schmutz und Lumpen verkommender Judenkinder, wenn sie mit flehendem Blick ihre mageren Händchen ausstrecken und um ein Almosen bitten, oft die ganze Straße nachlaufend, und nicht selten von den Vorübergehenden wie die Hunde behandelt werden. Verlorene Schäfchen vom Hause Israels sind's, die verschmachten und verstreut umherirren, weil sie keinen Hirten haben. Wer kümmert sich um sie? Wer erzieht sie? — Jesus rief einst arme Judenkinder zu sich, küßte und herzte sie und segnete sie. Und diese Jesuslieblinge, wie werden sie oft lieblos behandelt, wie hilf- und schutzlos stehen sie da! Sollten wir nicht daran denken, daß sie ein Vermächtnis unseres Heilandes sind, die der Liebe und Pflege bedürfen? Man braucht nur ein paar Judenschulen in Litauen gesehen zu haben, um die Wurzel alles Elendes zu erkennen. Die jüdischen Elementarschulen für Knaben (für Mädchen existieren gar keine), die ich besuchte, sind wahre Mörderhöhlen, wo das physische und psychische Leben der armen Kinder untergraben und alle Kräfte des Leibes und Geistes vernichtet werden.

Als Beispiel will ich nur eine von den vielen Schulen schildern, die ich besuchte. Sie ist in Wilna neben der großen, alten Synagoge, die von 18 Bethhäusern umgeben ist, welche ein schmutziges Viereck bilden, auf dem Weiber, Männer und

Kinder hocken und allerlei Scherben und Trödel, Eßwaren und alte Bücher zc. zc. feilbieten. Es ist ein wirres Durcheinander; von allen Seiten angerufen und zum Kauf genötigt, gelangen wir endlich an den alten, großen Wasserbehälter, in dessen Nähe ein halbverfallenes, dreistöckiges Gebäude steht. Unten im Kellerraum, dessen kleine Fenster kaum mit den obersten Scheiben an das Pflaster reichen, befindet sich die Elementarschule. Durch dunkle, übelriechende Gänge erreichen wir endlich die Türe des Schullokales; ein alter Wasserzuber, der vor jeder Schultür Wache hält, steht am Eingang, und mein Begleiter taucht nach alter Gewohnheit beide Hände hinein, sie dann am langen Schoß seines glänzenden Rockes abtrocknend, während ein sonderbares Getöse aus dem Innern der Schule dringt. Die Türe öffnet sich und wir stehen in einem niedrigen Raume, der durch schmutzige Kellerfenster ein düsteres Licht erhält und nicht nur Schulraum, sondern auch Eß- und Schlafzimmer von drei Familien darstellt; da die Erwachsenen tagsüber meist nicht zu Hause sind und die Betten fast nur aus übereinander angebrachten Brettern an den Wänden bestehen, war der mittlere Raum frei und überfüllt von einer Menge Kinder, die Atmosphäre aber so dick, daß alles in blauen Dunst gehüllt war und ich anfangs nichts unterscheiden konnte. Das Gemurmel hatte sich bei meinem Eintritt gelegt, dafür erhob ein Säugling ein Zetergeschrei, das nicht enden wollte.

Der Lehrer Schepfele, eine hohe, hagere Gestalt mit strengen, finsternen Gesichtszügen, glaubte offenbar, ich sei im geheimen Schulrevident und fragte stotternd nach meinem Begehren. Als ich ihm gesagt, ich sei ein Durchreisender, der seine Schule gern kennen lernen wolle, beruhigte er sich einigermaßen und klagte über die bittere Armut. „Wieviel Schüler haben Sie?“ fragte ich. „185.“ „Wie,“ rief ich unwillkürlich, „die können doch unmöglich alle in diesem Raume Platz finden!“ „O, sie kommen nicht alle, ein Drittel fehlt immer, denn einige Tage der Woche müssen sie frei haben, immer abwechselnd, um Betteln zu gehen; sie können doch nicht verhungern!“ „Ist dieses eine Bettelschule?“ fragte ich. „Bewahre! Es sind durchaus nicht nur die ärmsten Eltern, die ihre Kinder zu mir in

die Schule schicken. Sehen Sie, ich kann doch drei Gehilfen halten, aber in den Armenschulen kommt nur ein Lehrer auf ebensoviel Schüler." Ich bat, dem Unterricht beiwohnen zu dürfen.

Auf ein Signal teilten sich die Kinder in drei Gruppen, einen Hilfslehrer an der Spitze; alle drei begannen den Unterricht gleichzeitig, ihren Stab in die Höhe haltend, mit dem Rufe: „Aufpassen! Ihr verfluchten Plappermäuler, reißt die Augen auf!“ Aller Augen folgten dem Stabe, der auf ein altes, kaum leserliches hebräisches Alphabet wies, das an der schmutzigen, feuchten Wand angebracht war. Der Stab berührte den ersten Buchstaben: „Aleph!“ schrien alle gemeinsam. „Noch einmal!“ „Aleph! Aleph!“ Der Stab rückte weiter: „Beis! Beis!“ (so sprechen die Juden das „Beth“ aus). „Dieses ist die alte Methode,“ sagte der Lehrer, „mit der neuen geht's ganz anders. Sehen Sie, so!“ Auf einer Bankecke lagen verschiedene Papierschnitzel, auf denen einzelne hebräische Buchstaben geschrieben waren; ein älterer Schüler ordnete sie der Reihe nach, der Hilfslehrer nahm einen kürzeren Stab, der an jedem Ende einen Stachel trug und rief: „Dieses ist ein Wunderstab, mein Herr, passen Sie auf!“ Er berührte einen Buchstaben, der an der Spitze stecken blieb und hob ihn in die Höhe: „Was ist das?“ Alle Kinder schrien: „Aleph! Aleph!“ Schnell griff er mit dem anderen Ende einen anderen Fegen, auf dem ein Komez stand. „Komez! Komez!“ schrien die Kinder. Mit affenartiger Geschwindigkeit hielt er bald das eine, bald das andere in die Höhe. „Komez! Aleph! . . . O! O! O!“ schrien alle. Nun warf er den ersten Buchstaben fort und griff statt seiner das Beth, es in die Höhe haltend mit dem Komez wechselnd. „Bo! Bo! Bo!“ riefen die Kinder. Dieses Wunder wiederholte sich mehrmals, und stolz sagte der Lehrer: „Dieses ist meine eigene Erfindung!“

Die zweite Gruppe war mit hebräischem Lesen beschäftigt. An der entgegengesetzten Wand war ein Blatt aus der hebräischen Bibel mit Stecknadeln befestigt, worauf ein rothaariger Knabe, Sohn des Bebbe=Schepsele, der schon Adjunkt des Vaters ist, mit einem Stabe schlug, indem er schrie: „Bereschis!

Boro! Elohim! usw. (Im Anfang schuf Gott die Welt usw.) Die Kinder sprachen wie Papageien nach: „Beschis! Reschis! Berro! Shore!“ Eine babylonische Sprachverwirrung; aber das Beste kommt noch.

Der dritte Hilfslehrer hatte den Schreibunterricht. Kaum hatte er das Wort „Schreibele“ ausgesprochen, als die Knaben sich auf die Erde warfen und jeder mit einer Kohle versehen auf dem zerbrochenen Ziegelpflaster zu kriecheln begannen; der Lehrer mit einem Stück Kreide in der Hand lag ebenfalls auf dem Bauche und kroch zwischen ihnen umher. — Ich hatte genug!

„Was machen Sie nun selbst?“ fragte ich den Herrn Oberlehrer.

„Ich unterrichte im Talmud,“ erwiderte er.

Plötzlich bemerkte ich noch ein Häuflein Kinder, die in einer Zimmerecke, bis zur Brust entblößt, dastanden. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich mir diese armen, kleinen Sünder näher ansah. Zwölf Knaben bewegten sich langsam in einem kleinen Rundkreise, die Hemdchen aufgehoben und hinten am Kragen befestigt; ein Täfelchen hing jedem auf der Brust, auf welchem ein Wort geschrieben stand: „Chaser“ (Schwein) oder „Masik“ (Schadentäter) oder „Pere-odam“ (wilder Mensch) und dergleichen mehr.

„Was haben diese kleinen Missetäter denn getan?“

„Na,“ rief die Frau des Lehrers, von deren Willkür das Schicksal der armen Sträflinge abhing, „na, wos is da noch zu fräge? Schind es doch gar keine Menschen nich, tacke Chaserim, Masikims und Pere-Odams.“

„Was hat denn nun z. B. der Chaser getan?“

„Di! wos der geton hot? Hei, hei! a Busche (Schande) zu sagen, wos der Chaser geton hot!“

„Nun, was hat denn dieser kleine Masik getan?“

„Dieser Masik? a kloiner? Di, Gott soll mich bewohren! Lacke ein großer, großer Masik is er! Ein Haman! ein Korach! ein wahrer Asmodai (böser Dämon). Dieser Asmodai mit dem anderen Pere-Odam, sie haben mir a Milchkrüggle zerbrochen, a neues Teple, erst gestern gekauft für 3 Ropokes



V. Horowitz

Aus einer jüdischen Schule.

für mein Auremele (Großsöhnchen), soll mir leben!" „Is nich emes!" (nicht wahr) jammerte der Masik, „Schifre (die Mutter des Auremele) hot selbst dem Tepele zerbrochen, ich hob's doch gesehen!" „Du wirfst noch dabern?" (plaudern), schrie Rebbe Schepsele, indem er seinen Strafriemen in die Hand nahm und dem Kinde einige Male auf den entblößten Leib schlug. „Schifre, gib her ein Rodder!" (Läppchen). Schifre nahm ein schmutziges Läppchen aus der Wiege ihres Säuglings und reichte es triumphierend dem Papa.

„Was wollen Sie denn tun?" fragte ich erschreckt.

„Das werden Sie bald sehen!" war die Antwort, während er dem Kinde im wahren Sinne des Wortes den Mund aufriß und ihm das Schmutzläppchen hineinstopfte mit der Bemerkung: „Wehe dir, wenn du's losläßt!"

Als aber die Brüder des Geplagten zu murren anfangen, rief der alte Tyrann: „Schifre, noch Rodders!"

„Sind keine mehr do," entgegnete sie.

„So gib Heu her!"

Und es geschah! Schifre nahm einen Haufen verfaultes Heu aus der Wiege ihres Lieblings und reichte es dem Vater, der es in kleine Bündel zerteilte und fünf Kindern buchstäblich das Maul stopfte.

„Tegt vorwärts in die Kunde!" schrie er, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. —

Mir war dieses Schauspiel zum Weinen; um dem Trauerspiel ein Ende zu machen, schickte ich meinen Begleiter nach einem großen Korb Kringeln und Brezeln. Es gelang endlich auf meine Fürsprache hin die Gefangenen Zions zu befreien, jedes Kind erhielt einen Kringel und den Rest die Frau Schulmeisterin für ihre Familie; so löste sich alles in Wohlgefallen; der Schulmeister gestattete, eine Stunde lang im Hofe zu spielen; da glänzten die Kinderaugen, und mit dem Kringel in der Hand sprangen sie froh ins Freie. O, selige Kindheit! Wie rasch verschleucht ein Freudenstrahl die Wolken an deinem Himmel!

Nach vielem vergeblichen Mühen gelang es mir doch endlich einige Lehrer in Wilna zu bewegen, ihre Schulen zu

reorganisieren, indem sie ihre bisherigen engen, unsauberen Wohnungen mit gesünderen Räumlichkeiten vertauschten und bezüglich des Unterrichtes und der Behandlung ihrer Schüler humaner und vernünftiger zu verfahren versprochen. Anstatt der abgedroschenen talmudischen Fabeln wird nun in diesen Schulen das Alte Testament wörtlich und ohne Kommentar und Zusätze gelehrt. Außerdem werden 6 Stunden wöchentlich im Schreiben und Lesen der russischen und deutschen Sprache von christlichen Lehrern, die wir besolden, erteilt. Wir unterstützen dafür jeden jüdischen Schulmeister mit einer Beisteuer zur Miete von 200 Rubel als Ersatz für die Schüler, die fanatische Eltern ihnen infolge der Neuerung entzogen haben. Bisher sind's drei solcher Knabenschulen mit ca. 350 Schülern, die unter unserer Ägide stehen. Auch gelang es, eine Mädchenschule ins Leben zu rufen, denn mit der Mädchenerziehung sieht es noch weit schlimmer aus. Bei den allermeisten Juden der ärmeren Klasse wachsen die Mädchen ganz ohne jede Bildung auf, wissen nichts vom Judentum und haben auch keine Ahnung von irgend einer anderen Religion.

Dessenungeachtet darf kein Mädchen unverheiratet bleiben. Sie werden alle Mütter und Erzieherinnen eines neuen Geschlechtes, und bis zum zwölften Jahre sind die Kinder meist ganz der Mutter überlassen. Deshalb müßten vor allem Judenmädchenschulen angelegt werden, um diese ärmsten zu erziehen, weil damit auch der künftigen Generation geholfen wäre.

Die Erfahrung hat es auch in der kurzen Zeit, seit solche christliche Schulen für Judenmädchen existieren, gelehrt, welchen dreifachen Segen sie bringen. Erstens fördern sie in den christlichen Gemeinden das Interesse und Verständnis für die Judenmission, und wo Christen an Judenkindern arbeiten, wächst auch die Liebe und Teilnahme für Israel. Zweitens üben die Kinder auf Eltern und Verwandte unwillkürlich einen segensreichen Einfluß aus, so daß die Brücke zum Evangelium geschlagen wird, weil wir die Herzen der Eltern durch die Kinder am ehesten gewinnen. Drittens erwachsen in den von christlichen Lehrerinnen erzogenen Judenmädchen Mütter und Pflegerinnen, die dem kommenden Geschlechte anstatt Aberglauben und

Fanatismus einen sittlich-religiösen Keim ins Herz pflanzen, und ihnen nicht, wie es jetzt geschieht, gemeine, schmutzige Lügen über das Leben des Heilandes erzählen werden.

Bis jetzt ist es mir gelungen, sieben solcher Schulen ins Leben zu rufen. In St. Petersburg besteht seit Jahren eine solche, die in großem Segen wirkt. In Kur- und Livland bin ich auf meinen Amtstreisen nicht selten von Juden selbst um die Errichtung solcher Mädchenschulen gebeten worden; bisher fehlten die Mittel, doch hoffe ich mit Gottes Gnade noch eine ganze Anzahl ins Leben rufen zu können. Der Unterricht wird von gläubigen Damen geleitet, die mit ganzem Herzen sich den Kindern widmen und ihre jungen Seelen dem Herrn zu gewinnen suchen. Die Aufsicht über die Schule hat der Ortspastor. Gern werden auch einige Christenkinder aufgenommen, denn den jüdischen Mädchen wird der Religionsunterricht nur aus dem Alten Testamente erteilt, auch lernen sie die Psalmen auswendig; sie folgen aber mit großem Interesse und Verständnisse dem neutestamentlichen Unterrichte, den die Christenkinder erhalten und lassen es sich oft nicht nehmen, auch die Jesuslieder mitzusingen. Alle die Psalmen, die täglich und zu den großen Festen in frommen jüdischen Familien hebräisch gebetet werden, können die weiblichen Mitglieder, weil sie nur Jargon reden und die hebräische Sprache nicht kennen, nicht verstehen. Haben nun die Kinder in der Schule die Psalmen deutsch gelernt, so geht mit großer Freude ihnen und durch sie auch den Müttern nun das Verständnis auf für das, was sie täglich beten.

Wir wollen zum Schlusse noch eine Weihnachtsfeier aus unseren christlichen Judenmädchenschulen hierher setzen. Schon lange vorher lernen die jüdischen Mädchen die Messiasverheißung und die christlichen die Erfüllung derselben aus dem Neuen Testamente auswendig. Naht nun der Christabend, so treten an den noch dunklen Weihnachtsbaum je ein Judenkind, mit einer Verheißung ein Licht anzündend, heran, gefolgt von einem Christenkinde, das die Erfüllung aussagt, in gut geordneter Folge, so daß sich den jungen Herzen unauslöschlich einprägt, daß keine der Verheißungen unerfüllt geblieben ist

und Gottes Treue gewißlich hält, was Er verspricht. Ist dann so der Christbaum hell erleuchtet, dann ertönt jubelnd von der einen Seite das „Hosianna“ und aus Christenmund das „Ehre sei Gott in der Höhe“. Auf dem Weihnachtstische aber liegen zwischen kleinen praktischen Gaben Psalmbücher, und für die Austretenden Bibeln Alten Testaments, und geben ihnen so fürs ganze Leben einen Schatz an Trost und Hilfe mit auf den Lebensweg.«

Leider müssen wir diesem Berichte hinzufügen, daß alle diese Judenmädchenschulen, die in so großem Segen wirkten und manche herrliche Frucht trugen, durch die Russifizierung der deutschen Schulen in den Ostseeprovinzen eingehen mußten; am längsten hielt sich noch die Libausche Schule, die 1874 gegründet, mit 54 Kindern anfing und meist gegen 80 Kinder zählte, und durch die in den zwölf Jahren ihres Bestehens viele hundert Kinder christliche Anregung erhielten und in christlichem Geiste gebildet wurden. Die Petersburger Judenmissionschule ist die einzige, die durch hohe Protektion noch das Recht des Bestehens behalten hat und unermülich weiter arbeitet.

So sehr Gurland die Gabe hatte, die Herzen der Christen für die Missionstätigkeit zu erwärmen und jüdischen Heilsverlangenden den rechten Weg zu Jesu zu weisen, so sehr regten seine Erfolge die Judenschaft im großen und ganzen auf; durch Haß und Erbitterung versuchten sie auf mancherlei Weise seine Arbeit zu hindern. Auf seinen Missionsreisen in den kleinen jüdischen Städten war er oft seines Lebens nicht sicher; Drohungen und Insultationen waren vielfach sein Teil. Auch in Mitau regte sich in den ersten Jahren jüdische Verleumdungssucht; der Oberrabbiner P. veröffentlichte in der Zeitung einen Artikel, der Gurland diskreditieren sollte; allein derselbe erregte so allgemeine Empörung, daß sogar die höhere Schuljugend, im Ubereifer ihre Treue und Anhänglichkeit dem lieben Pastor Gurland zu bezeugen, einen Fackelzug arrangierte und ihm ein Ständchen, dem Rabbiner aber eine greuliche Katzenmusik brachte. Und bald fühlten es auch die Juden ihm ab, daß sein Glaube ihm Herzenssache und die Liebe zu seinem

Bolke nicht erloschen war, fanden die jüdischen Armen doch allezeit eine offene Hand und ein freundliches Wort bei ihm.

Nach Gurlands Tode sagte ein blinder Jude, der mit Zündhölzchen hausieren geht, als er gefragt wurde, ob er sich Pastor Gurlands erinnere: „O gewiß! Sehen Sie, der Herr Pastor Gurland, das war sozusagen ein Ausnahmemensch.“

Mit diesem zutreffenden Urteil drückte der ungebildete arme Jude wohl so ziemlich dasselbe aus, was Professor Delitzsch meinte, der Gurland noch bei dessen Lebzeiten „eine adelige Seele“ nannte.

Ein schwerer Schlag.

Schwere Heimsuchung war sachte und allmählich herangezogen und über Gurlands Heim und Herz hereingebrochen. Gurlands Frau, ein sanftes, liebevolles Wesen war langsam, zuerst unmerklich und dann mehr und mehr einem Nervenleiden verfallen, das einen tiefen Schatten über ihr Leben warf. Von Jugend auf war sie durch viel Kreuz und Leid gegangen. Ihre Eltern, die aus einer altangesehenen Rabbinerfamilie stammten, hatten die Tochter in der streng gläubigen Weise ihres Hauses erzogen und sie nach der Sitte ihres Volkes bereits im dreizehnten Jahre verheiratet. Erst achtzehnjährig wurde sie Witwe und widmete sich ganz der Erziehung ihrer Kinder; allein auch diese waren ihr genommen worden, als sie die Ehe mit Gurland einging, der bereits, da er den Talmud verwarf, von seinem Volke als „Abtrünniger“ angesehen wurde.

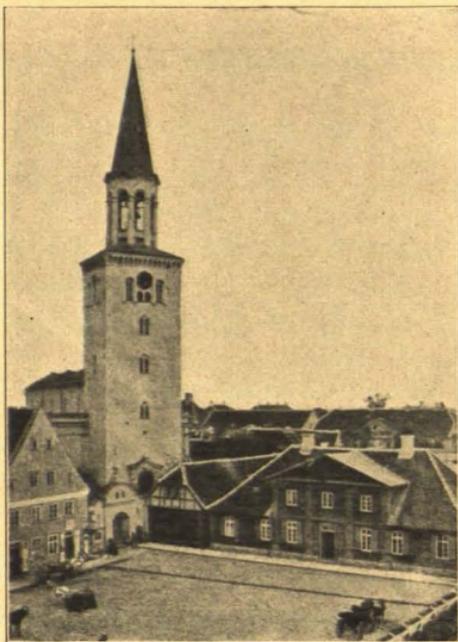
Dieses große schwere Herzeleid hatte sie nie ganz verwunden, und da ihre zweite Ehe kinderlos blieb, zehrte die Sehnsucht nach ihren Kleinen tief innen an ihr. Viel bittere Not und Verfolgung mußte sie erdulden, als Gurland Christ wurde, und mancher Seelenkampf erschütterte ihr Herz, bis auch sie den Heiland gefunden. Der Kummer um die ihr entrissenen Kinder erwachte nun von neuem, verlangte ihr Mutterherz doch so heiß danach, die Kleinen zu Jesu zu führen, aber alle Bemühungen, sie zurückzuerhalten, blieben

erfolglos; sie hat sie nie wiedergesehen. Unter viel Trauern wurde das Herz stille im Gebet, aber als sich ihr in Gurlands Töchterchen ein Ersatz bot, wandte sie ihm die ganze Fülle ihrer mütterlichen Liebe und Zärtlichkeit zu.

In aufopfernder Weise sorgte sie für das leibliche Wohl der Kleinen und des Gatten, an dem sie mit ganzer Seele hing. Wie strahlten ihre Augen, wenn er nach Hause kam und sie ihm entgegengleite. Aber allmählich trat eine Schwerefälligkeit im ganzen Wesen ein, leise und unbemerkt war die Krankheit über sie gekommen, vielleicht infolge all des durchlebten Herzeleids; erst mit der Zeit, als die körperliche Hinfälligkeit immer auffallender wurde und die Geisteskräfte ganz zu erlahmen schienen, erkannte man die Tiefe des Leidens, und der Ausspruch des Arztes, daß es fortschreitende Gehirn-erweichung sei, war ein erschütternder Schlag, der Herz und Haus traf. Die zunehmende Schwäche der Kranken, die bald nicht mehr das Bett verlassen konnte und vieler Pflege bedurfte, veranlaßte den Arzt darauf zu dringen, daß die Kranke ins Diakonissenhaus nach Reval gebracht werde. Dort hatte sie entsprechende Behandlung und die nötige Ruhe und Stille.

Auf seinen Missionsreisen besuchte Gurland seine arme Frau, die, trotzdem ihr Geist sich immer mehr umnachtete, ihn mit jubelnder Freude erkannte, ja in einer Art *claire voyance* sein Kommen voraussagte. Gurland war einmal früher, als er beabsichtigt, in Reval angelangt und vom dortigen Pastor gebeten worden die Predigt zu übernehmen. Es war sehr kalt, und er fror arg in der Kirche. Wie groß war sein Staunen, als er am Nachmittag ins Diakonissenhaus kam und die Schwestern, die nicht geahnt, daß er schon in Reval angekommen, ihm erzählten, seine Frau habe vormittags immer seinen Namen gerufen. Als die Schwestern ihr gesagt, er sei noch nicht da, habe sie entgegnet: „O ja, er steht auf der Kanzel und predigt, und es ist so kalt, er friert so schrecklich.“

Es ging immer rascher bergab, und im nächsten Jahre erlag sie ihren Leiden. Aus ihren wirren Reden verstand man nur die Namen ihrer Kinder und Sophiehens und immer wieder den Ruf nach dem geliebten Manne. Nun war die



St. Trinitatiskirche in Mitau mit Pastorat.



Das Schloß zu Mitau in Kurland.

Arme von ihren Qualen erlöst und durfte bei ihrem Heiland sein, den sie in ihrer kindlichen Weise so sehr geliebt, daß sie oft sein Bild ans Herz drückte und küßte.

Als sie zum letztenmal dem Abendgottesdienst im Diakonissenhause hatte beiwohnen können, war ein Gebet für Israel gesprochen worden, bei dem sie in bittere Tränen ausbrach; als sie nach dem Grund ihres heftigen Schluchzens gefragt wurde, sagte sie: „Ach! ich weine über Israel.“

Was Gurland empfand, sagt uns ein Brief an seinen Freund:

»Dein lieber Brief, mein teurer Herzensfreund, hat mich herzlich getröstet; habe Dank für Deine Liebe und Teilnahme. Kann auch kein Mensch in die Seele des anderen sich so hineinendenken, daß er ihre Tiefe ergründe und ihre Empfindungen ganz theile, so ist es doch sehr wohltuend zu wissen, daß eine verwandte Seele in Zeiten des Schmerzes unserer betend gedenkt und unseren Schmerz teilen möchte. Wie es mir jetzt ums Herz ist, kann ich nicht in Worte fassen; selbst Nahestehende könnten geneigt sein, meine Äußerungen für sentimentale Redensarten zu halten. Mein Haus ist seit Jahren ein recht einsames gewesen, jetzt aber ist es auch mein Herz!

Trotz der langen Vorbereitung hat der Heimgang meiner lieben Maria mein Gemüt tief erschüttert. Du wirst das verstehen, denn Du kanntest ja die liebe, treue, kindlich fromme Seele, wie sie mir so ganz ergeben war und nur für mich gelebt hat. Durch die verhängnisvollste Periode meines Lebens hat sie mich treu begleitet als Lebens- und Leidensgefährtin. Da tauchen alte Bilder auf, und halbvernarbte Wunden bluten tief, und im Innersten des Herzens fühlt man die Einsamkeit des Lebens.

Auch in meinem Freundeskreise hat es sich im letzten Jahre sehr gelichtet. O, laß uns, teurer Freund, um so enger und inniger zusammenhalten. Das Jahr 1876 neigt sich nun seinem Ende zu. Was ich in diesem Jahre alles erlebt, läßt sich in wenigen Worten gar nicht sagen. Viel, sehr viel Kampf, aber wie immer auch viel Gnade und wunderbare Durchhilfe Gottes.

Sophiechen ist sehr fleißig und grüßt Dich vielmals. Sie entwickelt sich sehr gut und ist meines Herzens Trost. Ich habe eine alte ehrwürdige Dame, bei der Sophiechen bis jetzt in Pension war, zu mir genommen, und sie leitet auch das Hauswesen. Auf diese Weise habe ich das Kind vor Augen.«

Das hohe Alter und die Kränklichkeit des greisen Pastors Neander legte den Gedanken seines baldigen Rücktritts nahe. Kam nun ein neuer rüstiger Prediger an die St. Trinitatiskirche, so hörte der Posten eines Adjunkten selbstverständlich auf. Gurland, der die Gemeinde so lieb gewonnen, daß es ihm schwer geworden wäre, ohne Verbindung mit ihr in derselben Stadt weiter zu leben, dachte daran, die Judenmissions-tätigkeit an einem anderen Orte fortzusetzen.

Schon im Jahre 1873 war von der Rheinisch-Westfälischen Judenmission aus Köln eine Aufforderung an Gurland ergangen, in ihren Dienst zu treten; damals wurde er Adjunkt bei Pastor Neander und lehnte ab. Als nun der Rücktritt Neanders bevorstand, ließ er durch Pastor Arenfeld-Bonn anfragen, ob sein Kommen noch erwünscht wäre. Die Antwort war ein freudiges Zustimmung, und so bereitete Gurland sich zu neuem Aufbruch von liebgewordener Stätte vor; denn nie wäre es ihm in den Sinn gekommen, sich um die erste Pfarre des Landes zu bewerben.

Der alte Pastor Neander aber, der Gurland immer mehr schätzen und lieben gelernt, der die große Anhänglichkeit seiner Gemeinde für ihn kannte und von vielen Gemeindegliedern erfahren hatte, daß sie niemanden lieber zu ihrem Prediger und Seelsorger haben möchten, schrieb an die Kirchenpatrone, denen die Wahl oblag, und legte ihnen Gurland, als seinen Nachfolger, warm ans Herz.

Und es geschah wirklich das Unerwartete: am 3. Mai 1876 fiel einstimmig die Wahl auf Gurland und brachte diesen in einen großen Kampf. Überwältigend und erschütternd traf ihn die Kunde; tief beglückt und beschämt von der Liebe und Anerkennung, die sich in ihr ausdrückte, war er doch überzeugt diesem großen Amte nicht gewachsen zu sein und empfand mit ahnendem Schmerz, in welche schwierige Lage ihn diese Aus-

zeichnung vielen Amtsbrüdern gegenüber bringen mußte; darum lehnte er, innig dankend, ab; allein man wollte nichts davon hören. Der Landesbevollmächtigte Baron von der Recke-Paulsgnade, an den Gurland, als an den ersten seiner Patrone, sich um Rat gewandt, sagte ihm: „Sie haben kein Recht, eine Wahl, die ganz ohne Ihr Zutun einstimmig auf Sie gefallen ist, abzulehnen. Sie müssen dies vielmehr als einen Fingerzeig Gottes ansehen.“

So gab den Gurland, von viel Liebe gedrängt, nach und trat im Sommer 1876 sein Amt an.

Das väterliche und kindliche Verhältnis blieb all die achtzehn Jahre hindurch bis zu des alten Neanders Tode, der 94 Jahre alt, erst einige Monate nach Gurlands Emeritierung heimging, ein ungemein inniges und herzliches. Der alte Pastor bezog nun die bisherige Adjunktenwohnung oben, und Gurland die größere Wohnung unten im Pastorate; so konnte der Verkehr in alter Weise fortgesetzt werden. In jeder schwierigeren Frage ging Gurland zum alten „Papping“ Neander hinauf, und dieser war nie glücklicher, als wenn er seinem „lieben Sohne“ beistehen konnte. Da sein Leben oben, besonders nach dem Tode der Pastorin, immer einsamer wurde, ließ Gurland es sich nicht nehmen, den Geburtstag des Alten, der stets hoch gefeiert worden, unten in seiner Wohnung festlich zu begehen, und auch die Hochzeit der letzten Tochter Neanders wurde in den alten liebgewordenen Räumen unten gefeiert.

Als der alte Herr durch einen Fall sich den Hüftknochen brach und wochenlang schwer krank in den wildesten Phantasien darniederlag, konnte niemand als Gurland ihn beruhigen; seinem sanften Zureden gelang es, die Unruhe zu bannen und ihm Schlaf zu bringen.

Auch mit den anderen Amtsbrüdern suchte Gurland ein herzliches Verhältnis aufrecht zu erhalten. In der Herberge des Pastorates war das sogenannte „Prophetenstübchen“ stets bereit, liebe Amtsbrüder vom Lande oder aus der Nachbarstadt aufzunehmen. Die Teilnehmer der Synoden strömten täglich in der großen Frühstückspause ins Pastorat, wo nach so viel geistiger Nahrung auch der Leib gestärkt und manch herzliches Wort getauscht wurde.

Es war Gurland die größte Freude, seiner Gemeinde den Genuß zu verschaffen, auch andere Prediger von seiner Kanzel zu hören; und kamen erst seltene Gäste, wie die Missionsdirektoren Wangemann und Hardeland, Missionar Faber, das Ehepaar van Asselt und Hasselblatt, welche letztere sich monatelang im Pastorate erholten, und andere mehr, so lud Gurland nach dem Missionsgottesdienst, soviel nur seine Räume fassen konnten, zu einem schlichten Abendbrot. Dann strahlten seine Augen, wenn er sah, wie gern die Menschen kamen und sich erzählen ließen von der Ausbreitung des Reiches Gottes und wie angeregt der Gedankenaustausch war.

Ja, die Missionsfache lag ihm ganz besonders am Herzen und brannte dieses von so großer Liebe zu Jesu und seinen Brüdern, daß er sich oft fragte, ob er recht getan, den Beruf des Judenmissionars aufzugeben. Nicht, daß er die Arbeit an Israel ganz gelassen hätte, als er Pastor primarius wurde und an seiner Stelle Pastor Dworkowicz in Riga als Judenmissionar für die drei Provinzen angestellt wurde; vielmehr suchte er auf jede Weise, soviel nur Zeit und Kräfte es ihm gestatteten, unter Christen und Juden für die Sache zu wirken. Er hielt Missionsstunden in der Kirche und versammelte wöchentlich im Pastorate einen Kreis von Damen um sich, die für Israel arbeiteten und denen er erzählte, oder wenn er zu beschäftigt war, vorlesen ließ. Mit der Zeit waren der Teilnehmerinnen so viele geworden, daß der Raum im Pastorate zu eng wurde, und die kurländische Ritterschaft freundlichst einen Saal im Ritterhause zur Verfügung stellte. Es gelang Gurland, einige Herren willig zu machen, mit ihm abwechselnd dem großen Kreise von Damen Vorträge zu halten, die allgemeinen Beifall fanden.

Heilsuchende Juden kamen immer wieder zu ihm, und es verging wohl selten eine Zeit, in der nicht ein oder der andere Proselyt im Pastorat wochen- ja monatenlang Unterkunft und liebevolle Unterweisung gefunden hätte.

An vielen erlebte er große Freude, so an der armen kleinen Nähterin, Marietchen Laffer aus Wilna, die in stiller, liebevoller Weise nichts empfangen wollte, ohne durch Arbeit und Hilfe im Hause ihre Dankbarkeit zu beweisen, und die auch späterhin,

ihrem Herrn treu nachfolgend, sich ihr Brot selbst verdiente, aber auch als lieber Gast wieder im Pastorhause einkehrte. Herzlich lieb wurde ihm auch die reiche junge Dame aus Prag, die mit so großem Heißhunger vom Heilande hörte und bis zu ihrem Tode in treuer Anhänglichkeit ihres Seelsorgers gedachte. Wir könnten noch eine Menge aufzählen, aus Schweden und anderen Ländern, denen in großer Liebe gedient ward, von manch bitterer Erfahrung und Enttäuschung aber auch sagen, von mancher Seele, die zu großen Hoffnungen berechtigte, aber als Christ und Christin sich nicht zurechtfinden konnte auf dem einsamen Lebenswege und durch Ansprüche und irrige Ansichten zu großer Last und Plage wurde.

Trotz all dieser Arbeit für und an Israel fühlte Gurlands liebevolles Herz sich oft bedrückt und glaubte nicht genug zu tun, um seinen Brüdern nach dem Fleische zur Erkenntnis des Heils zu verhelfen; kamen dann äußere Mißhelligkeiten hinzu, die viel Schweres für Herz und Amt brachten und ohne sein Verschulden eine Zersplitterung seiner Gemeinde herbeizuführen drohten, so war es wohl kaum anders möglich, als daß sein zartes Gemüt in Zweifel und Kämpfe geriet, ob es nicht richtiger und für seine so heißgeliebte Gemeinde besser sei, wenn er den Platz räumte und wiederum sich ganz und gar der Judenmission widmete. Sein Freund P. Arnsfeldt, der darum wußte, riet Professor Delitzsch, Gurland als Judenmissionar nach Leipzig zu berufen. Delitzsch Antwort lautete:

„Als Sie mir die vielverheißende Mitteilung machten, daß der treffliche Gurland sich in den Missionsberuf zurücksehne, überraschte mich das weniger, als daß er auch dorthin zurückstrebte, und die Aussicht, ihn für unsere Arbeit unter Israel zu gewinnen, elektrifizierte mich! Wir brauchen einen Missionar, und einen besseren als Gurland könnten wir unmöglich finden!

Ein solches Amt, wie es unser lieber Gurland jetzt inne hat, das Hauptpastorat einer Stadt, ja einer Provinz niederzulegen, ist keine Kleinigkeit und will nicht nur einmal, sondern zehnmal erwogen sein. Aus einer so dominierenden Stellung in die eines Wanderpredigers einzutreten, der sich von einem Komitee dirigieren lassen und dessen Beschlüssen seinen eigenen

Willen unterordnen muß, welch ein Absturz! Es will vieles bedacht sein. So sehr ich begreife, daß unser lieber Gurland sich nach seiner ersten Liebe zurücksehnt, so glaube ich doch kaum, daß die Mitauer den trefflichen Mann loslassen werden. Daß unsere Generalversammlung ihn mit Freuden anstellen würde, dessen bin ich gewiß; aber sehr ungewiß bin ich, ob er recht daran tut, dieses hohe Amt, zu dem er durch ein seltenes, allseitiges Vertrauen aufgerückt ist, und welches ihn zu segensreichem Wirken nach allen Seiten hin befähigt, zu quittieren. Dieser Abdikationsgedanke kann auch eine Versuchung sein. Vielleicht ist es Gottes Wille, daß er ausharre und alle Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten betend und arbeitend, wirkend und duldend überwinde. Unser verehrter Freund müßte dieses alles zuerst nochmals vor Gottes Augen prüfen."

Diese weitsichtige, selbstlose Anschauung wurde ausschlaggebend für Gurlands Entscheidung, still dem Herrn weiter zu dienen auf dem Platze, auf den er ihn hingestellt hatte.

Häusliches Glück.

Zu den Gemeindegliedern, in deren Hause Gurland öfters verkehrte, gehörte der alte Kreismarschall und Bankrat Freiherr Peter von Drachensfels-Grausden, einer der prägnantesten Typen Kurlands; durch seine Tüchtigkeit und sein hilfsberechtigtes Eingreifen, durch seine derbe Biederkeit und besonders durch seinen köstlichen, urwüchsigem Humor war er eine allbekannte und ungemein beliebte Persönlichkeit, in dessen gastfreiem Hause jeder willkommen war. Sein arbeitsreiches Leben war ganz dem Wohl seiner baltischen Heimat gewidmet. Er stammte aus der alten rationalistischen Zeit und hielt nicht viel von pietistischem Wesen, besaß aber ein gesundes Christentum der Tat ohne viel Worte.

Gurlands Art und Weise sagte ihm sehr zu; daß er so viel Sinn für Humor besaß, selbst so lustige Geschichten erzählen und über des alten Herrn Witze und Streiche so herzlich lachen konnte, gewann ihm gleich dessen Herz; aber auch den inneren Wert dieses Mannes erkannte er und sprach es ein-

mal aus, nachdem Gurland den Abend dort zugebracht hatte: „Solch ein Christentum gefällt mir, wie Gurland es hat, der salbadert nicht und drängt sich einem nicht mit schönen religiösen Redensarten auf, aber wo es am Platze ist, da scheut er sich nicht, das rechte Wort zu sagen.“

Schon als Judenmissionar hatte Gurland in diesem gastfreien Hause verkehrt und sich in seinem einfachen Frohsinn sehr wohl gefühlt; als eine seiner Missionsreisen ihn nach Petersburg führen sollte, wurden ihm Briefe und Empfehlungen an den ältesten Sohn des alten Herrn, Baron Eduard von Drachensfels, mitgegeben. Bald verband eine innige Freundschaft Gurland mit diesem, denn Eduard von Drachensfels, der mit fünfzehn Jahren in den Militärdienst getreten und dessen Charakter in viel Kampf und Lebensgefahr gestählt worden, hatte Gott als seinen Lebenshalt kennen gelernt und war von so festem Glaubensmut durchdrungen, daß er auch in den schwersten Zeiten das Haupt fröhlich aufrecht trug und durch seine Glaubensfreudigkeit belebend auf andere wirkte.

Besuchte Eduard von Drachensfels seinen alten Vater und seine Tochter Helene, die dem erblindenden Großvater in der Korrespondenz half und seine Vorleserin war, so wurde Gurland gleich benachrichtigt, und es gereichte dem jungen Mädchen zu hohem Genusse, an die Schulter des langentbehrten Vaters gelehnt, dem Gespräch der beiden Freunde zu lauschen, das sich weit über das kleinliche Getriebe der Erde zu Bergeshöhen erhob, von denen man im Sonnenglanz den Himmel offen zu sehen meinte.

Wenn im Sommer die Familie Drachensfels auf das Erbgut Grausden hinauszog (das in Drachensfelschen Händen war, seit im 16. Jahrhundert ein Freiherr von Drachensfels von der Burg am Rhein mit den Ordensrittern in Kurland eingewandert war), so gab Gurland wohl auch sein Töchterchen Sophie zur Kräftigung auf einige Wochen mit aufs Land und auch sie schloß Freundschaft mit der Jugend dort.

Allmählich wurde in Gurland der Wunsch rege, für sein vereinsamtes Herz eine Gefährtin zu wählen, und er brachte diese Angelegenheit vor Gottes Angesicht. Nach solch einer

Bitte, ihm diejenige zuzuführen, die Er ihm bestimmt habe, läutete es an seiner Haustür, er öffnete, Helene von Drachensfels hatte einen Brief ihres Vaters abzugeben. Sein Angesicht leuchtete auf. War es möglich? Sollte er hier sein Glück finden? Aber er hielt an sich und prüfte erst ernstlich.

Als er dann nach einiger Zeit den Vater des jungen Mädchens wiedersah, fragte er bei ihm an und fand freudige Zustimmung: niemandem lieber wolle er sein Kind anvertrauen, aber die Entscheidung hätte sie allein zu treffen. Mit der Bitte, daß diese nach dem Willen Gottes ausfalle, fuhr er am 11. Juli 1878 nach Grausden hinaus.

Helene von Drachensfels hatte stets mit so großer Verehrung zu Gurland hinaufgesehen, daß ihr nie der Gedanke gekommen, er könnte sie zu seiner Gefährtin wählen. Mit freudigem Schreck erkannte sie nun erst, wie lange schon die Liebe zu diesem edlen Manne in ihrem Herzen geruht, und überwältigt von so viel Gnade Gottes, legte sie freudig ihre Hand in die seine. So kehrte das Glück ein und vereinte beider Herzen zu innigem Lobe Gottes. In der Freude nicht mehr allein zu stehen, wollte Gurland nicht lange warten, und bat um baldige Vereinigung. Sein Schwiegervater, immer rasch und entschieden im Handeln, setzte den Hochzeitstag auf den Namenstag der Braut, den 18. August fest. Nach kurzer schöner Brautzeit fand die Hochzeit in Schloß Ruhental statt, wo damals der Vater der Braut als Generalbevollmächtigter des Grafen Paul Schuwaloff (späteren Botschafters in Berlin) lebte.

Und nun begann ein schönes inniges Zusammenleben, denn trotz aller Verschiedenheit der Charaktere und Lebensführung waren beide doch in der Hauptsache eins. Helene von Drachensfels, am 20. April 1853 in Mitau geboren, war früh von sanfter Mutterhand zum großen Kinderfreunde geführt worden, und die Erinnerung an die frühverstorbene Mutter umgab das Kind stets wie ein gen Himmel weisender Schutzengel. Von einer frommen Tante weiter erzogen und vom fröhlichen Glaubensmut des Vaters gestützt und getragen, wurde dieser erste Keim religiösen Lebens entwickelt und ward die Grundlage, die Kraft und der Halt ihres Lebens.

Auf dem gemeinsamen Felsengrund des Glaubens und der Liebe zu Gott war dies Glück erbaut worden, und seine Gnade fügte es, daß die Charaktere beider sich ergänzten und sie sich gegenseitig Stütze und Hilfe im Leben wurden. War das frische fröhliche Wesen des jungen Mädchens, das im Elternhause gelernt, Kopfhängerei, Jammern und Klagen sei nicht nach dem Willen Gottes, seinem ernstern durch viel Kränklichkeit zu Schwermut neigenden Charakter eine Erfrischung und notwendige Ergänzung, so half die Tiefe seiner Lebensanschauung, seine unbeugsame Pflichterfüllung und hohe Anforderung an sich selbst ihren leichtlebigen Charakter vertiefen und entfalten. Schien seiner etwas schwerfälligen Natur manches Hindernis unüberwindlich, so half ihre Gewandtheit, ihre im großen Familienkreise früh geübte Tatkraft Mittel und Wege finden, um zum Ziel zu gelangen, und wurde ihm eine Quelle der Freude und Erleichterung; während seine ernstern Bedenken sie vor unüberlegtem Handeln und Übereilung bewahrten. So ward diese Ehe zu einer überaus glücklichen und diente zu gegenseitiger Förderung auf dem Lebenswege. Gewiß gab es auch schwere Stunden, aber sie kannten beide das schöne Lied:

Herz und Herz vereint zusammen
Sucht in Gottes Herzen Ruh'.
Lasset eure Liebesflammen
Lodern eurem Heiland zu!
Und wenn eurer Liebeskette
Festigkeit und Treue fehlt,
O so flehet um die Wette,
Bis sie Jesus wieder stählt.

Dorthin gingen sie einzeln und vereint, und danach strahlte die Sonne des Glückes nur um so köstlicher.

Auch mit dem Töchterchen Gurlands gestaltete sich das Verhältnis zu einem immer innigeren und schöneren. Die nun Stiefmutter wurde, hatte selbst zwei Stiefmütter gehabt und wußte aus eigenster Erfahrung, daß das mütterliche und kindliche Verhältnis nicht sofort beansprucht werden darf, sondern erst erbeten und erworben sein will, daß erst mit der Zeit die Liebe und Freundschaft die Herzen so eint, daß das Kind

in der Stiefmutter die mütterliche Vertraute und die Mutter, im Kinde die Tochter und Freundin findet. Tritt doch die Stiefmutter in dieses Verhältnis als die durch ihr Glück und die Liebe des Mannes Bereicherte ein, während das Kind wähnt dem Vater ferne gerückt zu sein, seine Liebe teilen zu müssen, so hat das Kind die viel schwierigere Aufgabe.

Doppelt bewunderungswürdig war es darum, daß die fünfzehnjährige Tochter, deren Lebenszweck und Ideal es gewesen, dem einsamen vergötterten Vater ein und alles zu sein, nun in so liebenswürdiger Art zurückzutreten wußte, und es verstand, an ihrem Teile das elterliche Glück nie zu trüben, sondern nur zu erhöhen, indem sie kleine Schwierigkeiten des häuslichen Lebens sachte wegräumte und all die kleinen häuslichen Sorgen der Stiefmutter tragen half, und auf diese Weise ihr nicht nur eine hilfreiche Tochter, sondern auch eine treue Herzensfreundin wurde.

Leider war sie überaus zart und kränklich, sie hatte im vorhergehenden Winter einen bösen Typhus durchgemacht und war infolgedessen sehr bleichsüchtig. Sie besuchte daher nicht mehr die Schule, sondern nahm Privatstunden bei mehreren Oberlehrern, die, entzückt von ihrer Begabung und ihrem raschen Erfassen, wiederholt bedauerten, daß sie kein Knabe war, da sie zu großen Hoffnungen berechtigte. Zu Gurlands großer Freude bestand sie im nächsten Frühjahr das Gouvernantenexamen mit den allerbesten Zeugnissen, war aber selbst so bescheiden, daß, als einer der Lehrer bedauerte, ihr keine höhere Nummer als 5 (ausgezeichnet) geben zu können, sie in ihrer Erregung nur das Bedauern heraushörte und in bitteren Tränen nach Hause kam, fest überzeugt, daß sie durchgefallen sei.

Wir greifen vor und teilen hier gleich mit, daß sie sich im Jahre 1885 mit dem Pastor Emil Bielenstein (zur Zeit Oberpastor in Bernau), Sohn des allbekannten Gelehrten Pastor Dr. August Bielenstein-Doblen, verheiratete. Die Gurlandsche Familie war mit Bielensteins seit Jahren innig befreundet, und es war Gurland eine ganz besondere Herzensbefriedigung, sein Kind einem Manne anzuvertrauen, den er

als einen edlen, selbstlosen Charakter kannte, und mit dem er in Glaube, Liebe und Toleranz ganz auf demselben Standpunkt sich befand. So ward ihm das Glück seines Kindes ein besonderes Gnadengeschenk Gottes, das noch verschönt und bereichert ward, als eine Schar lieber Enkelkinder sein Herz erfreute.

Im Oktober des Jahres 1879 kam Gurland eines Tags tiefbewegt zu seiner Frau und theilte ihr voller Freude mit, daß seine liebe alte Mutter, getrieben von der Sehnsucht nach dem Sohne (der in den letzten Jahren durch sein Amt verhindert gewesen war, zu ihr zu reisen, aber nach wie vor für sie gesorgt und ihr geschrieben hatte), gekommen wäre, um ihn zu besuchen. Freudig erregt, die Mutter ihres Mannes kennen zu lernen, eilte die Pastorin, dieselbe zu begrüßen, und war tief gerührt, als diese ihre Hände segnend über sie erhob. Dann sanken sich die beiden Frauen in die Arme und fühlten wohl, daß sie nicht anders konnten, als einander liebhaben! Nun wurde noch Sophieschen gerufen, und die Freude der alten Frau an ihrem Großtöchterchen war rührend, am meisten aber strahlten ihre Augen, wenn sie den Sohn ansahen. Wie sah sie selbst ihm und seinem Kinde ähnlich! Das waren ganz dieselben großen, dunklen, seelenvollen Augen, die so freundlich in Liebe leuchten konnten; auch hatte die kleine, in schlichtes Schwarz gekleidete Frau dasselbe stille, sanfte, hoheitsvolle Wesen, das so sympathisch berührte. Als auch der Vater der Pastorin sie zu begrüßen kam, und die hohe, stattliche Gestalt des alten Freiherrn sich niederbeugte, um ihr die Hand zu küssen, legte sie segnend die andere Hand auf sein graues Haupt, und man wußte nicht, wer dem andern mehr Ehre erwiesen.

Sie erzählte, daß sie schon lange den Wunsch gehegt, ihren Sohn zu besuchen, aber ihre Verwandten und die Leute, bei denen sie lebte, hätten es stets zu hindern gewußt; auch diesmal, als sie gemerkt, daß sie einige Sachen zur Reise zusammenlegte, wären sie sehr böse gewesen und hätten ihr heimlich Hut und Mantel fortgenommen, um die Reise unmöglich zu machen. Allein das treue Mutterherz ließ sich nicht hindern; in ihr

großes Umlegetuch gehüllt, hatte sie das Haus verlassen, ohne irgend welches Gepäck mitzunehmen, und war unbemerkt zum Bahnhof gelangt, wo sie ein Billet von Wilna nach Mitau genommen. Sie hatte so gern den Sohn noch einmal im Leben wiedersehen und zugleich Abschied nehmen wollen, denn sie hoffte immer, wenn wieder einmal ein Trupp Juden sich zusammenfände, um nach Jerusalem zu reisen, sich ihnen anschließen zu können, damit ihr heißer Wunsch in Erfüllung gehe, in Jerusalem zu sterben!

Das liebe Mutterchen wurde nun drüben im Fremdenstübchen der Herberge plaziert, und Sohn und Schwiegertochter wetteiferten, ihr alles Mögliche, was sie nur brauchen könnte, herbeizuschaffen; sie aber nahm in schlichter Würde nur das Nötigste und Einfachste an. Damit aber sie, die streng nach den religiösen Vorschriften lebte, sich wohl fühle, mußte eine jüdische Frau willig gemacht werden, ihr täglich „koscheres“ Essen zu bringen; denn nie hätte sie etwas genossen, das in Christengefäßen zubereitet worden. Niemals nahm sie eine Mahlzeit zu sich, ohne zwischen langen Gebeten mehrmals die Hände vorher und nachher zu waschen. Sie war überhaupt von einer peinlichen Sauberkeit, nicht das kleinste Stäubchen duldete sie in ihrem Zimmer, und hatte stets ein weißes Taschentuch in den Händen, mit dem sie beim Gebet die „bösen Geister“ verscheuchte. Ihr Gebetbuch lag, trotzdem sie es auswendig konnte, stets offen vor ihr; meist fand man sie halblaut Gebete murmelnd, und stets begrüßte sie den Sohn und die Seinigen mit einem Segensspruche und entließ sie mit einem solchen.

Als das liebe Altchen sich das ganze Pastorat zeigen ließ, hob sie freudig lächelnd ihre Hand und gleichsam an den Fingern abzählend rief sie: „Alles dieses hat er mit seinen koscheren Fingern erworben!“ ihre Freude damit ausdrückend, daß ihr lieber Sohn auf ehrliche Weise so viel erarbeitet. Tagsüber blieb sie gern in ihrem stillen Stübchen und mochte nicht fremde Menschen sehen, aber abends kam sie dann hinüber und dann saß die kleine Familie in trautem Kreise beisammen. Immer wieder erzählte der Sohn seinem Mütterchen vom Heiland, und wie glücklich er sei, seit er den Messias ge-

funden und wie er allein ihm Frieden gäbe; sie tauschte freundlich, lebte selbst aber in einem so innigen steten Verkehr mit Gott, daß ihre Seele Genüge hatte und ihr der Christenglaube ein wunderbares Rätsel schien. Sie sagte wohl einmal traurig: „Mein Sohn, ich habe meinen Radisch*) durch dich verloren.“ Aber der Sohn versicherte ihr so innig liebevoll, daß sie keinen Radisch verloren, sondern einen viel besseren Radisch habe, da ihr Sohn schon bei ihren Lebzeiten früh und spät täglich aus Herzensgrund Gott bitte, sein Mütterchen selig zu machen, daß es ihrem Mutterherzen wohl tat, zu fühlen, sie habe den alten Platz im Herzen des Sohnes nicht eingebüßt und er schließe sie stets in seine Gebete ein.

So vergingen einige Wochen schönen Zusammenlebens, denn auch Mutter und Schwiegertochter schlossen sich immer inniger aneinander, aber die liebe, treue Seele sehnte sich in ihre Heimat zurück. Sie war gewohnt, gleich Hannah, ihr Leben einem Gott wohlgefälligen Tempeldienst zu weihen. Fast den ganzen Tag verbrachte sie in der Synagoge und ging nur heim, um für die im Tempel betenden Rabbis und eifrigen Talmudforscher, die über ihrer Andacht und ihren Studien ganz die leiblichen Bedürfnisse vergaßen, zu kochen und ihnen Speise zuzutragen.

In Mitau hatte das Reformjudentum so überhand genommen, daß sie sich dort in der Synagoge nicht wohlfühlen konnte. Auf alle Bitten des Sohnes, doch ganz in Mitau leben zu bleiben, erwiderte sie, daß sie es gern täte, wenn sie ihre Synagoge hier hätte, so aber wolle sie doch lieber nach Wilna zurückkehren.

Unter viel Segenswünschen nahm die liebe Mutter dann Abschied von Schwiegertochter und Großkind und wurde von

*) „Radisch“ oder „Radofsch“ ist ein hebräisches Totengebet, das der Sohn nach dem Tode des Vaters oder der Mutter während des Trauerjahres dreimal täglich und nachher jährlich am Todestage zu halten hat. Auf dieses Radischgebet setzen die altgläubigen Juden ihre letzte Hoffnung und glauben nur durch das Gebet des Sohnes von der Hölle erlöst zu werden. Wer keinen Radisch zurück läßt, ist hoffnungslos. Aber nur der Sohn kann Radisch beten, Töchter kommen überhaupt nicht in Betracht.

ihrem Sohne heimbegleitet. In den folgenden Jahren hat Gurland noch oft sein treues Mütterchen besucht und stand in regem Briefwechsel mit ihr. Die Jerusalemer Reise lag ihr sehr am Herzen, aber sie gab des Sohnes Bitten nach und verzichtete auf dieselbe. Tiefschmerzlich traf ihn dann die Nachricht vom Heimgang der Mutter. Er war außer sich, daß man ihn nicht von ihrer Krankheit benachrichtigt hatte, und auch den Tod erst acht Tage nach dem Begräbnis ihm meldete, so daß er nicht hatte hinreisen können. Man hatte dort entschieden seinen Einfluß gefürchtet. Eine Nichte war bei der lieben Alten gewesen und schrieb, sie habe nicht viel gelitten, sondern sei sanft und in Frieden entschlafen.

Kurze Zeit vor ihrem Tode hatte Gurland ihr noch allerlei Liebesgaben sowie die Bilder ihrer Großkinder durch seinen Bruder gesandt. Es war ihm eine große Freude gewesen, daß auch den Bruder, der im Süden Rußlands wohnte, die Liebe getrieben, ihn aufzusuchen. Wohl gewann Gurland bei diesem mehrtägigen Besuch und der Aussprache über den Messiasglauben den Eindruck, daß der Bruder dem Herrn nicht fernstehe, allein die Liebe zu Frau und Kind ließ es nicht zum Übertritt kommen.

Noch im letzten Augenblicke des Abschieds hatte die liebe teure Mutter sich zurückgewandt und über der Schwiegertochter ein Gebet gesprochen, daß Gott ihr einen Sohn schenken wolle, und der Herr erhörte diese Bitte. Im Juli des nächsten Jahres füllte Wonne und Freude das Haus, denn das erste Kindlein war unter dem Geläute der Sonntagsglocken eingekehrt, und der übergläuckliche Vater konnte nach dem Gottesdienste mit seiner geliebten Gemeinde vereint dem Herrn aus Herzensgrund Dank sagen für seine Güte. Dem Glücke war durch den kleinen Ernst ein köstliches Element hinzugefügt. In rührender Freude über den Sohn versicherte Gurland seiner Frau: „Das vergesse ich dir nie im Leben, daß du mir den Buben geschenkt hast.“

Als der kleine Erni schon fröhlich umherlief und durch seine ersten Kunststücke zum Entzücken von Vater und Mutter seine Klugheit bewies, schenkte Gott ihm ein Brüderchen. Wie

dieses zu seinem Namen Mag gelangte, ersehen wir aus dem Brief des Vaters an Professor B. vom 17. April 1882:

»Das war heute ein sonniger, wonniger Morgen! Herrlicher Sonnenschein und würzige Frühlingsluft draußen und Licht, Liebe und fröhliches Leben drinnen in meinem Hause und Herzen. Es ist eben heute nach dem hiesigen Kalender mein Namenstag, „Rudolf“, und die Verwandten meiner lieben Frau konnten es nicht unterlassen, mir heute zu gratulieren und manchen guten Scherz dabei anzubringen und unter anderem auch die große Familien-, Zeit- und Streitfrage anzuregen: „Wie soll das Kindlein heißen?“

Beim Kaffee wurde diese Frage lebhaft verhandelt, während meine liebe Frau noch schlief. Ich wünschte nämlich schon bei der Geburt meines ersten Sohnes, denselben „Mag“ zu nennen, mußte aber meiner Frau zu Liebe nachgeben, die durchaus den Namen „Rudolf“ wünschte; wir einigten uns auf „Ernst“, da mein Schwager Professor Dr. med. Ernst Bidger in Petersburg Pate war. Unser kleiner Bube wird Erni genannt. Als nun der zweite Adjunctus zu St. Trinitatis erschien, tauchte der alte Streit wieder auf: sie wünschte „Rudolf“, ich „Mag“. Da wurde ich denn heute zu meiner lieben Frau gebeten, und welche Überraschung: Ein mit Blumen geschmückter Tisch, vor dem meine liebe Frau, zum ersten Male aufgestanden, im Lehnstuhle saß, enthielt kleine Geschenke für ihren Rudolf, das Hauptgeschenk aber glänzte im Scheine brennender Kerzen, auf einem Bogen Papier stand mit Riesenlettern: „Er soll Mag heißen!“ Also hat mich meine liebe Frau mit ihrer Großmut beschämt und erfreut, aber während ich mich noch darüber freute, brachte schon der Briefbote eine neue große Freude: Deinen lieben Brief, der mit großem Jubel begrüßt wurde.

Und nun ist es einstimmig im hohen Räte beschlossen: „Onkel Mag muß Haltpate sein!“ Ich hoffe, Du wirst die Bitte nicht abschlagen und ein fröhliches „Ja“ sagen.

Meiner lieben Frau geht es gottlob wohl, und das kleine Menschenkind gedeiht. Sophiehens Gesundheit ist leider recht schwankend; dessenungeachtet ist sie sehr fleißig, hat das große

Hauslehrerinnenexamen glänzend bestanden und ist meiner lieben Frau eine treue Stütze.

Ich kann es Dir kaum sagen, wie lieb es mir ist, mein Kind bei Deinem Namen zu nennen und Dich also gewissermaßen stets vor Augen zu haben.«

Als Gott im Juni 1883 Professor B. den ersten Sohn schenkte, mußte wiederum Gurland Haltpate werden, und so zog sich das Freundschaftsband noch inniger zusammen.

Dem drolligen Max, der durch seine komischen Äußerungen und lustigen Einfälle oft den Vater erheiterte, folgte zwei Jahre später der kleine Paul, denn „aller guten Dinge sind drei“, meinte der Papa; fand es aber ganz am Platze, daß wiederum zwei Jahre später der vierte Sohn erschien, damit das „Biergespann“ vollzählig sei. Bei diesem Sohne gab Gurland endlich zu, daß er den Namen des Vaters erhielt, fügte dem „Rudolf“ aber als „besseres Vorbild“ den Namen „Nathanael“ hinzu, wie er auch dem kleinen Paul den Namen „Jonathan“ mitgegeben. Die Mama war fast bange, daß dem kränklichen Vater der Kindersegen nicht zu viel würde; allein mit großer Freude wurde auch der fünfte Bube „Wilhelm“ begrüßt. „Das ist schön“, rief er, „in einem richtigen Pastorate dürfen die fünf Bücher Moses nicht fehlen.“ Dann neckte er oft seine Frau und meinte, nun müßte das Buch Ruth folgen; aber als vier Jahre darauf statt des ersehnten Töchterchens der sechste Bube als kleiner Spätling arrivierte, war der Eltern Freude doch sehr groß und erhielt der Kleine zum Andenken an den so hochverehrten Moltke, der kurz zuvor heimgegangen war, den schönen Namen „Hellmut“.

Gefüllt war nun das Pastorat mit fröhlichen Kinderstimmen, und immer neue Freuden erschlossen sich bei jedem kleinen leiblichen und geistigen Fortschritte der Knaben. „Kinder sind eine Gabe Gottes“, dieses Bibelwort empfanden die Eltern tiefdankbaren Herzens. Wohl war es zu verwundern, wie der so oft leidende, überarbeitete Vater nie zu müde war, um seine kleinen Buben anzuhören und in ganz seltener Art mit ihnen zu scherzen und fröhlich zu sein; selbst wenn er in großer Erschöpfung sich aufs Bett legen mußte, saß sicher ein Bübchen



Gurland mit seinem Töchterchen Sophie.
(Zum Kapitel: „Wiedergefunden“.)



Gurlands sechs Söhne.

auf dem Bettrande und erzählte in drolligster Verdrehung die schönen biblischen Geschichten wieder, die ihm Mama erzählt hatte, und ein zweiter lehnte dicht an Pappings Kopfkissen und hatte sicherlich Korrekturen anzubringen, die seine Auffassungsweise veranschaulichten; Vaters Gesicht strahlte vor Wonne, und kam dann der dritte gekrochen, so wurde er hinaufgehoben und nun begann Papa selbst zu erzählen die wunderbarsten Märchen und Geschichten, daß die Kleinen Mund und Augen aufrißen und Mama sie nicht fortbekommen konnte; denn so herrlich konnte niemand sonst erzählen.

Kam Papa nach Hause und man hörte den Schnepfer an seiner Thür, so stürmte die kleine Schar mit Freudengeschrei ihm entgegen. Der zärtliche Vater konnte wiederum nicht schlafen gehen, ohne einen Rundgang an all' die Bettchen gemacht zu haben. Es konnte schwerlich einen sorgsameren Vater geben; wo es das Wohl der Kinder galt, scheute er vor keinem Opfer zurück, selbst wenn er krankheitshalber ins Bad reisen mußte und so gern seine Frau, von der ihm die kleinste Trennung schwer fiel, mitgenommen hätte, entsagte er thretwegen: „Ich hätte keine ruhige Minute, wenn ich Dich nicht bei den Kindern wüßte.“ Waren ihm seine Knaben eine Quelle der Freude, so auch oft ernster Sorge für ihre Entwicklung und Entfaltung zur Ehre Gottes. Wie ihm jede, noch so kleine äußere Wunde, die sie sich geschlagen, so schrecklich war, daß er sie kaum ansehen konnte, so litt er selbst innerlich, wenn ein Kind gestraft werden mußte, und beugten ihn die Unarten und Fehler der Kinder tief nieder, bis das geängstigte Vaterherz durch frohe Erfahrungen wieder erfrischt wurde. Zur Belohnung für eine gute Zensur wurde dann wohl auch ein Ausflug unternommen. Bald genügte ein Wagen nicht mehr um alle aufzunehmen; mußte dann der zweite geholt werden, so sagte er wohl voll freudigen Stolzes: „Ich hatte nichts als einen Stab, und siehe, ich bin zwei Heere geworden.“

Und nun ging es zum Entzücken der ganzen Familie hinaus aus der Stadt in Gottes schöne freie Natur hinein. Der Jubel war groß, Vaterchen nun so ganz ungestört zu

haben, und er verstand es, jede Sorge dahinten zu lassen, er spielte und scherzte, lachte und tollte mit seinen Kleinen, wie man es dem sonst so stillen, ernstern Manne nicht zugetraut hätte.

Welch allerliebste Briefe schrieb er den Kindern, wenn er auf Reisen war, voll der heitersten Schilderungen der Natur und der Tiere, die er gesehen oder gar der kleinen deutschen kaiserlichen Prinzen, mit denen er zu gleicher Zeit in Rissingen war und die ja an Zahl und Alter mit seinen Kindern übereinstimmten. Groß war der Jubel, als sogar ein Gruß von ihnen als Erwiderung des ihrigen eintraf, denn Papa traf oft mit dem Erzieher der Prinzen, späteren Hofprediger Kefler, zusammen und hatte durch diesen die Grüße bestellt. Er sandte seinen Buben ein allerliebstes Bild, auf dem die kleinen Prinzen in Uniform salutierten und Mutter ließ danach ein ähnliches Bild von ihren kleinen Soldaten für den Papa zur Überraschung machen.

Schön war es, wenn Vater im Sommer nicht ins Ausland zu gehen brauchte, und alle an den schwedischen Strand zogen. Abend für Abend wurde dann dem köstlichen Sonnenuntergange am Meere zugeschaut. Da schmiegt sich die Knaben dicht an Vaters Knie, lauschten seinen ernstern Betrachtungen und schauten staunend die Pracht am Himmelsrande, die über die glitzernden Wogen ihre Strahlen sendend, gleichsam einen Weg von der Herrlichkeit droben bis zu ihnen zog. Erlosch dann die Glut und Dunkel lagerte sich über Erde und Meer, so schlüpfen die Kleinen müde in ihre Betten, Vater und Mutter aber saßen lange noch Hand in Hand am Meeresufer, von allem redend, was ihre Herzen bewegt, und Gottes Güte preisend.

Selbst in späterer Zeit, als schwere Heimsuchung über Gurland hereinbrach, sagte er oft voll innigem Dank: „Wenn ich auch durch viel Trübsal gehen muß, in meinem Hause hat Gott mich überreich gesegnet.“

Segen im Amt.

Wie erquickender Regen nach Dürre und großer Gluthize wieder neue Lebenskraft weckt, so sandte Gott auch Gurland immer wieder, wenn Widerwärtigkeiten, Kreuz und Krankheit ihn niederbeugten und mutlos machen wollten, erquickende Erfahrungen von Liebe und Anerkennung in seiner Gemeinde, von Segen im Amt.

Seine Gemeindeglieder hingen mit großer Verehrung und warmer Herzlichkeit an ihm, sie fühlten, daß er sie auf betendem Herzen trug und jedes Einzelnen Leid mitempfand und mittragen half. Dies war in so hohem Grade der Fall, daß Freunde seines Hauses oft nicht verstanden, warum er gebeugt und gedrückt war, ohne daß äußere Veranlassung dazu vorzuliegen schien. Herzensbedürfnis war es ihm, so viel möglich mit jedem einzelnen Gemeindeglied in persönliche Berührung zu kommen, und trotz seiner Kränklichkeit und großen Arbeitslast suchte er es immer wieder möglich zu machen, in der Dämmerstunde diesen und jenen aufzusuchen. Sein Kommen war stets eine große Freude, er verstand es nicht nur teilzunehmen an allem, was andere interessierte; sondern besaß die Gabe, still zuzuhören und dann aus der Tiefe heraus das rechte Wort, das gerade wohlthat und nottat, zu sagen. Er hatte auch die Gabe, die Unterhaltung von der Oberfläche in die Tiefe zu führen, weil er, ganz wie in der Predigt, auch im Gespräche nie etwas sagte, was er nicht tief durchdacht, selbst empfunden und erfahren hatte. Er hatte ein vorzügliches Gedächtnis, und was er an Wertvollem gehört und gelesen, blieb sein eigen. Für jede geistige Anregung sehr empfänglich, war er dem kurländischen Gouverneur von Liliensfeld ungemein dankbar, daß er ihn zu einem kleinen Kreise gelehrter Herren, die sich allmonatlich im Schlosse versammelten, um speziell wissenschaftliche Fragen zu besprechen, hinzugezogen hatte. Diese Abende waren ihm ein großer Genuß, den er um keinen Preis ver säumen mochte. Paul von Liliensfeld war ein geistreicher, bedeutender Mann, der ein größeres Werk: „Die Sozialwissenschaft der Zukunft“ geschrieben, er sprach es wiederholt aus, daß er

auf Gurlands Urteil großen Wert lege, sein klares Denken, seine tiefe Auffassung der höchsten Dinge und seine geistige Reife seien ihm für einige Kapitel seines Buches eine große Hilfe gewesen.

Gurlands große Bescheidenheit ließ ihn nie davon reden, welche Anerkennung ihm widerfahren. Als eines Sonnabends, während er an seiner Predigt schrieb, ein Telegramm kam: „Predigen Sie morgen? Gräfin Schuwaloff und Fürstin Lieven wünschen Sie zu hören,“ sagte er, nachdem er bejahend geantwortet, nicht einmal seiner Frau davon, sondern vergaß es selbst vollständig. Am andern Tage, als er sich eben ein wenig zum Nachmittagschläschen niedergelegt, wünschten zwei Damen ihn zu sprechen; sein Töchterchen aber, die wußte, wie erschöpft er war, wollte seine Ruhe nicht stören und blieb dabei, man könne ihn jetzt nicht sprechen.

„Wie schade,“ riefen die Damen, „wir sind nur dazu hergereift, und wollten ihn so gerne kennen lernen.“ Da weckte sie den Vater. Dies war der Anfang einer innigen Freundschaft mit den Damen Gräfin Peter Schuwaloff-Ruhenthal und Fürstin Lieven-Mesothen, die zeitlebens ihm zu inniger Erquickung und Herzensfreude gereichte.

Wenn es seine Zeit nur irgend gestattete, wurde er nach Schloß Ruhenthal oder Mesothen abgeholt und verbrachte dort, und später in Schloß Cremon Tage tief innerlichen Ausruhens und geistiger Gemeinschaft mit den Damen. Auf seinen Missionsreisen mußte er bei der Fürstin Lieven in Petersburg wohnen, wo er ihre Schwester, die Fürstin Gagarin kennen lernte, die, seit Jahren gelähmt, in viel Schmerzen und Leiden Gott diente; das freudige Christentum dieser Kreuzträgerin war eine erhebende Predigt. Alle diese Damen wie auch sein Freund Baron Nikolai und der verbannte Baron Korff waren durch Paschkow zu lebendigem tatkräftigen Christentum erweckt worden und suchten dem Herrn Seelen zu gewinnen unter Reichen und Armen mit freudigem Bekennen und großer Herzenswärme, trotzdem ihnen dafür von seiten der russischen Regierung und der Kirche, der sie angehörten, ernste Gefahren drohten. War doch auch Paschkow Landes verwiesen und lebte im Ausland in der Verbannung.

Gurland besuchte ihn einst auf einer Reise und fühlte sich auch mit ihm gleich eins in der warmen Liebe zum Heiland, die bei Gurland so Hauptsache und Hauptinhalt seines Lebens war, daß die Abweichungen in der Form des Gottesdienstes, in der Auffassung des Nebensächlichen, ihn nicht störend berührten; und er verstand auch wiederum mit der Art seines Christentums ihnen wohlzutun. Es entspann sich eine herzliche Korrespondenz, und als Gurland in Odessa ein stilles, abwechslungsloses und zurückgezogenes Leben führte, das reich an Leiden und Entbehrungen war, gereichten die Besuche der Gräfin Schwaloff und der Familie der Fürstin Lieven, sowie das Wiedersehen mit der gelähmten Fürstin Gagarin, ihm zu köstlicher Erfrischung und großem Genuß.

Selbst oft und viel leidend und durch innere Kämpfe und Trübsal gegangen, war Gurland ganz besonders zur Seelsorge geeignet. Wohltuend empfanden alle Leidtragenden sein Verständnis ihrer Lage und daß er selbst ergriffen war von ihren Leiden. Seine Art, dem Kranken erst menschlich nahe zu treten und geistigen Zuspruch nie aufzudrängen, gewann ihm auch Herzen, die dem Herrn noch fernstanden.

Als ein reicher, vornehmer Herr seiner Gemeinde, von dem es stadtbekannt war, daß er von Gott nichts wissen wollte und die „Pfaffen“ nicht leiden mochte, schwer erkrankte und die Ärzte ein langes, qualvolles Leiden vorausfahen, lag ihm das Heil dieser Seele schwer auf dem Herzen und er rief seine Frau: „Komm, wir wollen fragen, wie es steht?“

Eine Verwandte des Kranken öffnete und erzählte tiefbetrübt von den Qualen und der Verzweiflung des Leidenden und fügte unter Tränen hinzu: „Ach, lieber Herr Pastor, wir können Sie nicht hineinbitten, er würde toben, wenn wir das täten.“

Gurland sagte, daß er das auch nicht erwartet, bat aber, die Frau zu grüßen, ihr seine Teilnahme auszusprechen und zu versichern, daß er innig mit ihr für den Kranken bete.

Immer wieder ging Gurland hin, und es gereichte der schwerkgeprüften Frau zum Trost, sich mit ihm auszusprechen und durch Gottes Wort gestärkt zu werden, fühlte sie doch erst

in dieser Trübsalshitze und Angst um die Seele des Mannes, welche Erquickung und Kraft in geistlichem Zuspruch lag. Viele Wochen vergingen in schwerem Leiden. Wenn der Kranke, um von den Schmerzen abgezogen zu werden, ungeduldig rief: „So erzählt doch etwas!“ versuchte man ihn zu zerstreuen, indem die Namen derjenigen Personen genannt wurden, die nach seinem Befinden gefragt hatten. Als zum erstenmal darunter der des Pastors genannt ward, rief er ärgerlich: „Was will denn der? Daß ihr mir den nur nicht hereinlaßt!“ Aber als ihm gesagt wurde, er habe nicht hereinkommen, sondern nur hören wollen wie es gehe, schwieg er still, und als der Name immer und immer wieder vorkam und ihm von seiner herzlichen Teilnahme erzählt ward, sagte er: „Wenn er wiederkommt, kann man ihn ja auch auf einen Augenblick hereinlassen.“

Als Gurland dann an sein Bett trat und nur in teilnehmender Weise nach seinem Leiden fragte, ihn anhörte und nach ein paar herzlichen Worten wieder ging, sagte er ganz verwundert: „Wenn er so ist, dann mag er nur wiederkommen, er hat ja gar keine Bekehrungsversuche gemacht!“ Und Gurland kam, erzählte ihm dies und jenes und wurde dem Kranken lieb und angenehm.

Monatelang zog sich das Leiden hin. Gottes Arbeit an dieser Seele ging unmerklich, aber sicher vorwärts; allmählich konnte Gurland ein ernstes Wort einfügen, und da es still hingenommen wurde, nächstens wieder, und sachte, sachte wirkte es und wurde gern gehört, dann hielt Gurland ein kurzes Gebet ehe er fortging und hatte die Freude, daß der Kranke anfang, sich nach ihm zu sehnen und immer wieder fragte: „Ist Gurland noch nicht gekommen?“ An besonders qualvollen Tagen ward ihm sogar nachgeschickt, und er mußte zum zweitenmal hin, um zu trösten und mit ihm zu beten. Als endlich die letzte Stunde gekommen war und Gurland an das Bett des Sterbenden trat, ward ihm mitgeteilt, daß er schon seit gestern abend nicht mehr höre und sehe.

„Nun, dann wollen wir für ihn beten!“ sagte Gurland, und als er dicht herantretend laut ein Gebet um Frieden und

ein seliges Heimgehen sprach, wandte sich der Sterbende ihm zu und tastete nach seiner Hand, Gurland legte sie auf die seine, und mit letzter Anstrengung ergriff die Kranke sie und führte die Hand seines Seelsorgers an seine Lippen.

Ein andermal hörte er, daß ein liebliches, junges Mädchen, das kürzlich erst mit ihren Eltern zur Stadt gezogen, im Sterben liege. Da nicht nach ihm geschickt wurde, bat er ihre Verwandten anzufragen, ob sein Kommen erwünscht wäre: allein er erhielt die Antwort, der Vater, ein sehr belesener Mann, gehöre der modernen Richtung an und habe die Tochter, sein Lieblingskind, ganz in seinen Ansichten erzogen und sie gelehrt, alles nur mit dem Verstande zu ergründen und nichts Übernatürliches gelten zu lassen, so stehe auch sie dem Christentum ganz ferne.

Tiefbetrübt über das Gehörte und in inniger Sorge um sie, versuchte Gurland es endlich, doch hinzugehen, wurde aber nicht empfangen. Als er nun eines Abends hörte, daß man jeden Augenblick ihren Tod erwarte, trieb ihn das so innig ins Gebet und erregte ihn so tief, daß er nicht zu Bett ging; da wurde an seiner Haustür die Glocke gerissen, und in höchster Verzweiflung stürzte der Vater der jungen Dame zu ihm herein: „Helfen Sie mir! sie stirbt, und niemand kann sie retten! Kommen Sie, kommen Sie! Ich habe ihr ja alles genommen, ihren Kinderglauben, ihr Vertrauen auf Gott! Soll sie nun so ganz ohne jede Hoffnung sterben?“

Helfen Sie ihr, sie ist so reines Herzens, sie hat stets nur die Wahrheit gesucht, das Gute gewollt! Kommen Sie, sie stirbt!“

Als Gurland nun an das Sterbelager trat, sah er sofort, daß es sich nur um Augenblicke handelte, was konnte hier ein Mensch tun? Ergriffen in stummem Flehen zu Gott stand er an ihrem Bett, da richtete sie die großen, dunklen Augen in angstvoller Frage auf ihn: „Sagen Sie mir“ — flüsterte sie mit Anstrengung — „ganz aufrichtig: glauben Sie wirklich — ganz und voll — alles — was Sie lehren? Ihnen — würde ich glauben — Sie müssen's erfahren haben.“

Ernst und feierlich, aber in freudiger, fester Überzeugung bejahte er und sagte ihr: Christus, sein Erlösungstod und Auf-

erstehen, sei einzig und allein seine Hoffnung im Leben und Sterben. Da lächelte sie selig und sagte: „Dann glaube ich auch,“ schloß die Augen und schloß sanft und selig ein. „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen“, war der Beerdigungstext, den Gurland für sie wählte.

Aber die Haupt Sorge war nun der arme, völlig gebrochene Vater, der sich in seiner Verzweiflung an Gurland klammerte. Oft gelang es diesem, in inbrünstigem Gebet ihm Ruhe und Frieden ins Herz zu bringen. Aber es ging noch durch heißen Kampf und viel Anfechtung. Zwei Töchter starben bald nacheinander in der Blüte der Jahre, und er selbst ward von langwieriger Krankheit heimgesucht, in der Gurland ein ersehnter Freund und Helfer wurde. Durch viel Leiden näher und näher dem Vaterherzen Gottes gezogen, ging endlich auch er selig heim, und Gurland konnte an seinem Sarge Gott preisen: „Nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, denn seine Augen haben den Heiland gesehen“.

Bereits als Adjunkt des alten Pastors Neanders hatte Gurland den Kindergottesdienst eingeführt und eine kleine Liturgie für denselben zusammengestellt, die er später mit einem Gesangbüchlein zusammenfaßte, das unter dem Titel „Zionsharfe“ in den Gebrauch kam. Er hatte Kinder sehr gern und verstand es, zu ihnen zu sprechen, sie kamen freudig und gerne und bald stieg die Zahl auf 500. Da führte er das Gruppensystem ein; auch im Wunsche seine Konfirmanden allmählig mehr in die Liebesarbeit einzuführen, forderte er sie auf als Helferinnen einzutreten. In den Versammlungen im Pastorate konnten sie alle Schwierigkeiten mit ihm besprechen. Sie mußten Buch führen über den Kirchenbesuch der Kinder und die Fehlenden besuchen, dabei lernten sie Not und Armut kennen und helfend eingreifen. Um den blassen, kränklichen Kindern zur Genesung zu verhelfen, gründete Gurland ein Ferienheim am Meeresstrande und zog auch zu dieser Liebesarbeit die Helferinnen heran. Meist gewannen die jungen Damen diese Arbeit so lieb, daß, wenn sie aufs Land hin heirateten, sie den Sonntag nicht ohne Kindergottesdienst sein mochten und die ihnen so viel Freude bereitende Tätigkeit auch dort fortsetzten. Auf

diese Weise entstanden zu Gurlands großer Freude im Lauf der Jahre, von seinem Kinder Gottesdienst ausgehend, 22 Kinderlehren in verschiedenen Orten Kurlands.

Gurlands große Toleranz und die Liebe, die sein ganzes Wesen durchdrang, waren es, die ihm die Herzen gewannen. Wie sorgte er sich um alle Notleidenden und Armen! Er hatte eine Art zu bitten, die nicht vergebens war. Sagte doch ein Gemeindeglied einmal: „Wenn unser Pastor bittet, dann kann man ja nicht anders als geben. Er legt einem nicht die Pistole auf die Brust: „Du mußt geben!“ aber man fühlt ihm ab, daß es ihm Herzenssache ist und uns Herzenssache sein sollte.“ So gelang es ihm, vielen jungen Leuten zum Studium Hilfe zu schaffen.

Eine alte, sehr wohlhabende, aber auch sehr wohlthätige Dame fragte ihn oft scherzend: „Nun, Herr Pastor, Sie haben gewiß wieder einen Studenten auf dem Herzen? Ich sehe es Ihnen ja an!“ Lachend beichtete er, daß ihn wirklich solch ein Sorgenkind hergetrieben. Schwerfällig erhob sich die alte Dame: „Nun, dann muß man schon helfen; wenn unser Pastorchen für einen bittet, dann wird das schon kein Taugenichts sein.“

Aber es kam doch vor, daß es ein „Taugenichts“ war, der nicht zum Examen vorging und immer neue Bittgänge nötig machte; dann wurde er wohl schon damit empfangen: „Hören sie, lieber Pastor, Ihr Protegé . . .“ „Ja, ja“, fiel Gurland dann wohl seufzend ein, um mit freundlichem Lächeln hinzuzusetzen: „aber lassen wir Gnade vor Recht ergehen! geben wir ihm die Möglichkeit sich zu bessern und zum Schluß zu gelangen.“ Wer konnte da widerstehen!

Ebenso war es auf den monatlichen Armenpflege-Sitzungen im Pastorat; der Pastor hatte stets ein milderndes, vermittelndes Wort einzulegen, wenn dieser oder jener Armenpfleger oder Armenpflegerin in sittlicher Entrüstung dem faulen oder verschwenderischen Armen die Unterstützung abbrechen wollte. „Denken Sie!“ ruft eine Dame, „ich gebe dem Manne Geld zur Taufe seines Kindes, und was seh' ich gleich darauf, er kauft Apfelsinen!“

„Nun“, sagt der Pastor lächelnd, „wollen wir ihm dies eine Mal, zum Taufstag seines Kindes, die kleine Erquickung gönnen!“ Oder eine andere sagt: „Die Frau arbeitet nicht.“

„Ja“, entgegnete er, „aber ihre vier Kinder wollen essen!“

Sehr war er dagegen, wenn es hieß: „Die braucht keine Hilfe, sie hat noch einen polierten Schrank!“ oder „sie hat noch zwei Bettpfühle.“

„Freuen wir uns doch, daß sie noch etwas hat, und helfen wir ihr es behalten.“

Darauf ging er überhaupt aus in der Armenpflege, nicht seine Armen nur notdürftig über dem Wasser zu halten, sondern ihnen fortzuhelfen in eine Lage, in der sie selbständig würden und aus der Armenpflege herauskommen könnten, die doch auf vielen als schwerer Druck lastet und andere leicht moralisch verdirbt, indem sie, Hilfe erwartend, sich nicht genügend selbst anstrengen.

Und nahte das Weihnachtsfest, dann wurde die Gemeinde schon frühzeitig in so warmer, herzlicher Weise gebeten, auch den Armen eine Christfreude zu bereiten, auch ihnen das Fest licht und froh zu machen, daß Packen auf Packen, Kleidungsstücke, Spielsachen und Pfefferkuchen und ein kleines Rouvert nach dem andern: „für die Armen“ im Pastorat abgegeben wurde, bis der Pastor freudig ausrief: „Eine Gemeinde, die so gerne gibt, wird man selten finden.“

Hatte er aber für seine armen Familien zeitig gesorgt und das frohe Bewußtsein, daß in jedes Haus ein wenig Freude getragen sei, dann quälte ihn noch die große Sorge: wie Hilfe schaffen für seine „verschämten“ Armen, die ihm fast mehr noch am Herzen lagen, hatten sie doch meist niemanden, der um ihre bittere Not wußte, als ihren Pastor allein. Wiederum wandte er sich an seine Gemeinde, mit innigem Dank ihre Opferfreudigkeit rühmend, sagte er, wie schwer es ihm falle sich wieder bittend an sie zu wenden. Die unverschuldete Armut derer, die bessere Verhältnisse gekannt und nun nicht einmal in der Lage sind, ihren Kindern eine Festfreude zu bereiten, sondern sorgenvoll ins neue Jahr schauen, liege ihm aber schwer auf dem Herzen. Wenn nun jemand dem Herrn ein größeres Dankopfer

bringen wolle, so sei er gerne zur Vermittlung bereit, oder wolle denen die Adressen nennen, die in zarter Weise selbst ihre Gaben hinbringen möchten.

Und siehe! da hatte ein Herr im Dunkel des Christabends an zwei Türen geklopft und dann durch die Türspalte einen „Brief“ hineingereicht, der durch seinen reichen Inhalt hellen Jubel erregte. Und mehrere Jahre nacheinander fand Gurland, wenn er nach dem Christabendgottesdienst heimkehrte, in seinem Briefkasten ein oder auch zwei Kuverts mit großer Geldspende und der Bitte, sie nicht zu sehr zu zersplittern und noch womöglich am selben Abend, „wo's not tut“ hinzubringen. Dann rief Gurland freudestrahlend seiner Frau zu: „Sieh nur, was ich bekommen!“

Und so wie seine Kindlein beschert worden, machte er sich auf den Freudenweg, oder sandte, wenn er gar zu erschöpft und leidend war, seine Frau, durch die stillen dunklen Straßen, vorbei an den Häusern, wo noch hier und da ein Lichterbaum erstrahlte, in die stille kleine Wohnung, wo Weihnachtsfreude mit Sorge gepaart war, und nun mit einmal das Weihnachtslicht heller erstrahlte und von neuem von Gottes Liebe und Fürsorge predigte.

Wie viel Liebe und Anhänglichkeit sich Gurland während seiner Amtstätigkeit erworben, zeigte sich erst recht zu seinem Amtsjubiläum. Arm und reich wetteiferte, ihm Freude zu bereiten und einten sich, große Opfer zu bringen, um ihm das Bleiben im Amte zu ermöglichen, denn zunehmende Leiden, besonders die kranken Lungen legten ihm den Gedanken an den Rücktritt nahe.

Selbst Glieder andersgläubiger Kirchen, die gerne seinen Predigten gelauscht, bekundeten mit der Tat und herzlicher Teilnahme, daß auch sie Segen von ihm empfangen. Die Patrone der Kirche sprachen bei Überreichung einer schönen Ehrengabe ihm ihren Dank und Anerkennung aus und die Ansprache eines Amtsbruders betonte, daß die Freude am Herrn in ihm eine große Lindigkeit hervorgerufen, die sich in Liebe und Toleranz, Sanftmut und Demut in seinem Leben bekundet habe. Auch der reformierte Pastor wandte auf ihn den Spruch an: „Das Herz ist's, das den rechten Theologen macht.“

Durch viel Leid.

»So viel Hohes und Herrliches ein Gotteskind im inneren Leben hat, im äußeren muß es durch viel Trübsal gehen, denn ein Christ steht unter dem Zeichen des Kreuzes, unter dem das Seelenleben am schnellsten reift. Wie Gott alles aus nichts schuf, macht er auch diejenigen, derer er sich bedienen will, zu nichts, um dann daraus ein Gefäß der Gnade zu machen. Wen er hart prüft, mit dem hat er auch was besonders Gutes vor, denn er hat Gedanken des Friedens mit uns und nicht des Leidens.

Krankheit ist eine schwere Prüfung, zumal anhaltende, das weiß ich aus eigener Erfahrung; sie ist ein dunkles Tal. Gott gibt meist nur so viel Licht, daß wir Schritt vor Schritt sehen können, aber der herrliche Ausgang ist dem Glaubens-treuen sicher, denn Gott führt aus dem Dunkel herrlich hinaus zum Licht! Auch sein Volk führte er durch die Wüste, auch Jesaias klagt: „Du bist ein verborgener Gott!“ Wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen; aber sein Wort gibt unserem Fuß genug Licht, um den Weg zum Vaterhause zu finden.

Wenn die Trübsal dazu dient, daß wir sprechen lernen: „Es ist mir lieb, daß Du mich demütigst, damit ich Deine Rechte lerne;“ wenn wir aus menschlicher Einsamkeit mit doppelter Sehnsucht in Gottes Gemeinschaft flüchten, dann ist erfüllt die Verheißung: „Ich will dir die Wüste zum Lustgarten machen, daß man darin höre die Stimme der Freude, Dank und Lobgesang. Aber wie selten erklingen Lob- und Danklieder, während die Klagelieder tausendstimmig gesungen werden. Und doch läßt er, der unser Elend kennt, und um unsere unaufhörlichen Kämpfe gegen die Sünde weiß, uns trotzdem zurufen: „Freuet euch, und abermal sage ich, freuet euch!“

Die Notwendigkeit eines fröhlichen Christentums wird mir immer klarer. Nur ein siegesbewußtes Evangelium wird die Welt überwinden. Ich flehe auch den Herrn täglich um dies Gnadengeschenk an. Gibt's doch zahllose Gründe, die uns froh stimmen müßten: Ihn zu haben, von ihm geliebt zu sein, Sündenvergebung zu besitzen und als Gotteskinder und Erben

durch nichts von ihm geschieden zu sein, ist dies nicht Grund genug zum Loben und Danken!

Demütigend ist es, daß immer wieder trübe Stunden bei uns einkehren, Verstimmung, Niedergeschlagenheit und Traurigkeit über uns herrschen, — und der Quell des Trostes Ebr. 12, 11—13 ist bereit, unser Herz zu erfrischen und zu erquicken, damit wir im Leiden durch Stillesein wirken mit den Mitteln, die er uns an die Hand gibt ihm zur Ehre und unseren Mitmenschen zur Hilfe.

Das werden doch die liebsten Gotteskinder sein, die durch ihr stilles, geduldiges Leiden den Namen des Vaters verherrlichten!

Der mitleidige Jesus, der selbst gelitten und weiß, was für ein Gemächte wir sind, will trotzdem, daß wir Überwinder sein sollen durch ihn, der uns geliebt. Das Kreuz ist dennoch gut, wie sehr es auch wehe tut. Es weckt die Sehnsucht nach größerer Gemeinschaft mit dem Herrn, nach dem Vaterhause, wo es keine Sünde und keinen Schmerz mehr gibt und keinen Tod.“

Diese Worte kamen aus der Tiefe seiner Seele, denn das Kreuz fehlte nie in Gurlands Leben und die letzten Jahre in Mitau führten ihn durch besonders schwere Trübsalsfluten. Hatte er auch viel Segen im Hause und Amte erfahren, so zog doch durch sein Leben ein tiefer Schmerz, dem er Ausdruck verliehen in den Bibelworten, die er zum Tauftezt für seinen vierten Sohn wählte, 1. Moses 21, 33—34: „Abraham aber pflanzte Bäume zu Beer-Sebu und predigte daselbst von dem Namen des Herrn, des ewigen Gottes und — war ein Fremdling im Lande.“

Trotz all seines Bemühens, mit den Amtsbrüdern in ein inniges Gemeinschaftsleben zu treten, blieb er ihnen in seiner Art und Weise ein Fremder, seine Herkunft und sein andersartiger Bildungsgang schienen eine Scheidewand zwischen ihnen zu ziehen.

Die baltischen Provinzen, die bisher völlig deutsch gewesen, so daß nur wenige Herren die russische Sprache beherrschten, durchlebten damals eine sehr schwere Zeit durch die plötzlich über sie hereinbrechende Russifizierung. Stolz auf ihr Deutsch-

tum und die durch ihre Sonderrechte und Selbstverwaltung vorgeschrittene Kultur ihres Landes war ihr ganzes Bemühen gewesen, sich diese Eigenart zu wahren. Als nun plötzlich alle deutschen Lehrer und Beamten durch russische ersetzt wurden, als die Kinder mit einem Male alle Schulfächer, selbst Latein und Griechisch vermittelt einer ihnen völlig fremden Sprache erlernen sollten, und dadurch ihre Bildung und das sittliche Niveau heruntergedrückt wurde, steigerte sich die Erbitterung in hohem Maße.

Auch die Kirchenbücher sollten russisch geführt, die Scheine russisch ausgestellt werden, da war es wohl kaum anders möglich, als daß selbst auf den theologischen Abenden die Wellen der Erregung hoch gingen, und die große glühende Liebe zur baltischen Heimat manchen verleitete zu weit zu gehen. Ein Nachgeben der Russifizierung gegenüber erschien wie Heimatsverrat, hoffte man doch anfangs, sich ihr entgegenstemmen zu können.

Gurland konnte nicht mit allem übereinstimmen, sprach er aber dagegen und warnte er gar, so erfolgte die Antwort: „Lieber Bruder, Du kannst darüber nicht mitsprechen, Du stehst unseren Verhältnissen ganz fern. Es ist ja auch ganz selbstverständlich, daß Du nicht mitempfindest wie wir, da Du kein Kurländer bist.“

So zog sich Gurland mehr und mehr zurück, und doch litt auch er persönlich und mit seinen Kindern schwer durch die Russifizierung. Daß er schmerzlich trug an diesem Alleinsein, läßt sich begreifen. Wohl war er mit vielen Pastoren herzlich befreundet, und es fehlte auch nicht an Anerkennung unter den Amtsbrüdern, aber ein Teil der kurländischen Geistlichkeit empfand es als Mangel, daß Gurland nicht als leidenschaftlicher Patriot ihre Ansichten teilte. Mehr und mehr brach sich bei ihnen die Ansicht Bahn, daß an diese hervorragende Stelle der Landeskirche eine Persönlichkeit hingehörte, die heimisch im Lande war und mehr Kampfesnatur besaß.

Dazu kam, daß die Charaktere Gurlands und seines Vorgesetzten so sehr verschiedener Art waren, daß Mißverständnisse und Mißhelligkeiten entstanden, die leider in die Gemeinde

drangen und in der kleinen Stadt rasch kolportiert und unwillkürlich vergrößert viel böses Blut schufen. Gurland litt unter diesen Zerrwürfnissen so sehr, daß er ernstlich daran dachte, sein Amt niederzulegen, damit Ruhe und Frieden wieder in seine Gemeinde einkehrten. Es war wiederum vom Auslande her eine Aufforderung an ihn ergangen, und so wollte er sich ganz der Judenmission widmen; allein kaum drang davon etwas in die Gemeinde, so ward er mit Bitten bestürmt zu bleiben und kam in großen inneren Kampf, welche Entscheidung die rechte sei.

Das böse Gerede flammte immer wieder auf und hatte viel Trauriges im Gefolge. Eine leidenschaftliche Parteinahme entstand in der Gemeinde für ihren geliebten Seelsorger und seitens der Pastoren für ihren Oberhirten. So sehr Gurland sich bemühte die fortwährenden Fragen seiner Gemeindeglieder in freundlicher Weise zurückzuweisen und die Gemüter zu beruhigen, es wollte nicht gelingen. Der Stein, der einmal ins Rollen gekommen, läßt sich nicht aufhalten, und sogar die Liebe richtet im Ubereifer Schaden an. Selbst was in der besten Absicht wiedererzählt wird, entspricht fast nie völlig dem Gehörten, irgend ein wichtiger Punkt, auf den der Hörende nicht geachtet, oder der ihm unwichtig erschien, fällt fort, chronologisch ist die Wiedergabe fast nie zuverlässig, mancher Ausdruck wird unbewußt anders wiedergegeben, zumal wenn einige Zeit seitdem verfloßen, und wo die Gemüter so bitterlich erregt sind, liefert oft gerade dieser Umstand dem anderen den Beleg für die Unwahrheit, den Beweis der Schuld. Immer dichter zieht sich das Netz der Aussagen und Gegenaussagen zusammen, mit verzweilungsvollem Ringen möchte man diese unzähligen Unrichtigkeiten und Unwahrheiten aufklären, umsonst, die Verwirrung wird nur ärger und das Herzweh tiefer und größer. Volle Wahrheit und Klarheit wird erst droben erlangt.

So gingen Wochen und Monate hin. Gurland, der den Frieden über alles liebte, sah sich in Kampf und Streit verwickelt und diese Zeit lastete so schwer und drückend, so peinigend und am Herzen nagend auf ihm, daß er sagte, es sei die bitterste seines Lebens gewesen. Ihm fehlte die Gabe

für sich selbst einzutreten, gewöhnt sein Leben lang klaglos viel Kreuz zu tragen, viel Unrecht still zu erdulden, schwieger, selbst wenn seine Freunde in ihn drangen mochte er nicht sich verteidigen und ins Recht setzen. „Er war“, wie ein späterer Nachruf betonte, „kein Mann raschen entschlossenen Eingreifens, seine Begabung lag auf dem Gebiete des demütig stillen, sanftmütigen Wirkens und — Duldens. Und wenn auch manche seiner Freunde ihm mehr Kampfesfreudigkeit, mehr Stahl und Eisen gewünscht hatten, keiner, der ihm nahe getreten, hat sich dem Eindruck seiner milden vom Geiste des Evangeliums der Liebe getragenen Persönlichkeit verschließen können. Er folgte auch im stillen Kreuztragen den Fußstapfen seines Herrn.“

Endlich ging auch diese Trübsalstüze vorüber, durch Gottes Gnade gelang es den Frieden wiederherzustellen. Wie atmete Gurlands Seele auf und dankte Gott, daß er nun im Frieden aus seinem Amte scheiden konnte, denn sein immer zunehmendes Leiden, speziell seine kranken Lungen, nötigten ihn, seinen Abschied einzureichen.

Gurland hatte beschlossen, sich wieder ganz der Judenmission zu widmen und nach Riga überzusiedeln. Als das Heim dort hergerichtet war, wurden die sechs kleinen Buben vorausgeschickt. So viele liebe Freunde begleiteten sie zum Bahnhof, daß sie ganz verwundert ausriefen: „Vor keinem Waggon stehen so viele Menschen wie vor unserem.“ Von Abschiedsweh empfanden sie wenig, vielmehr waren sie voll Begeisterung reisen zu dürfen und Neues zu sehen. Dazu steigerte die immer wachsende Menge süßer Abschiedsgaben ihren Jubel in dem Maße, daß sie, als der Zug abging, mit ihren Taschentüchern zum Fenster hinauswinkend in lautes Hurrarufen ausbrachen.

Ganz anders gestaltete sich der Ausbruch des Vaters dieser kleinen fröhlichen Schar, war doch sein Abschiednehmen mit tiefem Herzweh verbunden.

Die letzten Tage waren sehr schwer, Kramen und Packen ermüdete körperlich, aber tief innerlich litt das Herz durch dies immer wiederholte Abschiednehmen. Der liebe alte Pastor

Neander weinte, als Gurland und seine Frau ihm Adieu sagten und aus Herzensgrund dankten, daß er ihnen stets ein Vater und ihren Kindern ein rechter „Großpapa“ gewesen, tiefbewegt sagte er nur: „Und Ihr seid mir gute Kinder gewesen.“

Auf dem Bahnhof hatte sich eine große Menschenmenge versammelt; es war kaum möglich jedem die Hand zu reichen; eine Fülle der herrlichsten Blumen wurde in den Waggon hineingereicht, aber sprechen konnte kaum einer. Es war ein ergreifender Anblick, diese große Versammlung in stummem Schmerz unter Tränen ein letztes Lebewohl ihm zuwinkend, Gesicht an Gesicht ein liebes, bekanntes, das von nun an entbehrt werden sollte! Kein Laufen, Drängen, Schreien und Eilen, wie sonst auf dem Bahnhof, ein tiefes Gefühl beherrschte alle, vornehm und gering, groß und klein. Auch Gurland konnte kein Wort sagen und nickte nur immer wieder mit tiefem Blick diesem und jenem zu; als aber der Zug sich in Bewegung setzte, bog er sich weit zum Fenster hinaus und machte segnend das Zeichen des Kreuzes über seine so innig geliebte, unvergeßliche Gemeinde.

Unter denen, die Gurlands Fortziehen schmerzlich bedauerten, waren auch eine Menge Juden, darunter ein alter ehrwürdiger Rabbiner, der oft im Abenddunkel zu ihm gekommen war.

„Gehen Sie wirklich fort? das ist ja ein schwerer Verlust für uns,“ hatte ein jüdischer, allgemein geschätzter Arzt ihn gefragt. Lächelnd entgegnete Gurland: „Lieber Herr Doktor, Sie haben doch am wenigsten von mir gehabt.“

„Das sagen Sie nicht!“ war die Antwort, „ich weiß wohl, wie viel ich von Ihnen gelernt. Wer Sie, wie ich, an Kranken- und Sterbebetten gesehen, der weiß, daß Ihr Fortgehen für Mitau ein unerseßlicher Verlust ist.“

Ein auswärtiges jüdisches Blatt, das von den Juden Mitaus viel gelesen wurde, brachte eine lebensvolle Wiedergabe einer Unterhaltung auf dem Trödelmarkt, die eine Parallele zog zwischen Pastor Gurland und dem ebenfalls fortziehenden Rabbiner B., die sehr zu Ungunsten des letzteren ausfiel und betonte, daß Gurland ein Herz für die

Juden gehabt habe. Ja, die armen Juden jammerten: „Wer wird sich jetzt unser erbarmen? Ist er doch gewesen wie ein Vater für uns.“

Leider verschlimmerte sich Gurlands Gesundheitszustand, da außer seinem Lungenleiden einige alte Abel ihm viel zu schaffen machten. Auch ward die Kur in Rissingen fast annulliert durch eine Blutvergiftung infolge eines kleinen Versehens bei einem Medikamente. Geheimrat Z. sagte von ihm: „Man glaubt es gar nicht, wie solche Kranke, bei denen kaum ein Organ gesund ist, sich elend fühlen, und man kann ihnen gar nicht so recht helfen, denn was für ein Leiden gut wäre, schadet meist dem anderen! Aber solche durch viel Leiden gestählte Naturen haben meist eine zähe Ausdauer.“ So war es wirklich bei Gurland. Nach seinem Abschied von Mitau wäre ja eine Ausspannung und Erholungszeit möglich gewesen, allein gewohnt unter Schmerzen und Unbehagen zu arbeiten, bedachte er vielleicht nicht genügend wie sehr ihm Ruhe not tat. Er litt darunter „ein unnützer Knecht“ zu sein.

Angestellt von der Mildmay-Mission in London und der amerikanisch-norwegischen Judenmission überanstrengte er sich auf Missionsreisen und Konferenzen mit Vorträgen und langen Gesprächen mit heilsuchenden Juden. So brachen schwere Krankheitszeiten über ihn herein. Von einer wichtigen Missionsreise nach Warschau kehrte er krank zurück, es war ihm gelungen, die Erlaubnis der russischen Regierung für Kolportage hebräischer Neuer Testamente und religiöser Schriften zu erlangen, da bisher die Kolporteure gefänglich eingezogen wurden. Auf sein Leiden achtete er nicht, da er seine Kinder am Scharlach erkrankt vorfand, die Folge war, daß der Brand zu seinem Leiden zuschlug und er sich einer schweren Operation unterziehen mußte. Nachdem er in großer Gefahr geschwebt und wochenlang schwer gelitten, unternahm er eine Missionsreise nach London und fand heimkehrend wieder Sorge und Krankheitsnöte vor, seine Frau hatte eine Lungenentzündung durchgemacht und er selbst legte sich wegen einer Influenza. Im Februar kam die böse Kunde, daß in der Knabenerziehungsanstalt seines Schwiegersohnes, wo auch Gurlands zweiter Sohn

sich befand, der Scharlach den letzteren, die Großkinder, die Tochter und viele der Schüler ergriffen habe. In selbstlosester Weise sandte Gurland seine Frau dorthin zur Hilfe, aber wenige Wochen später ward dieselbe telegraphisch zurückgerufen, da die verschleppte Influenza Gurlands Lungen derart geschädigt, daß eine Operation notwendig geworden. Obgleich das Arztekonzilium fast gar keine Hoffnung gab, gelang sie und die Ärzte meinten, wenn Gurland ganz im Süden leben würde, könnte er noch einige Jahre seiner Familie erhalten bleiben. Mit einem stillen „Wie Gott will“ hatte er sich in alles gefügt und selbst in bewußtlosem Zustande flüsteren seine Lippen Gebetsworte: „Herr, hilf mir!“ — „Ein reines Herz schaff in mir!“ — „Ja, Herr, ja!“ rang es sich aus tiefster Seele hervor. Und ein „Ja“ im Zustimmung auch zu diesem Leidenskelch war sein ganzes Krankenlager, es lag ein stiller Friedenshauch über demselben, ein Ergeben und Stillehalten dem Herrn, von dem alle tief ergriffen waren.

Im April konnte er nach Sahren aufs Land zu seiner Tochter gebracht werden, wo der Scharlach nun vorüber war. Es war beschlossen worden, wegen der Judenmission ganz nach Odessa zu ziehen. Während die Pastorin nun das Heim in Riga auflöste, erhielt sie die Kunde, ihr dritter Sohn sei in Mitau wiederum ernstlich an Asthma erkrankt. Sie reiste zu ihm; wochenlang schwebte das Kind in großer Gefahr, da eine Pleuritis dazu gekommen war.

Als die Pastorin eines Morgens, völlig erschöpft von viermonatlicher ununterbrochener Krankenpflege sich hinlegte, trat plötzlich ihr Schwiegerjohn ein: „Papa ist nicht wohl, ich habe ihn nach Riga gebracht, er muß sofort operiert werden!“

Der kranke Knabe wurde wieder den treuen Freunden Weinbergs ans Herz gelegt und sofort aufgebrochen. Diesmal hatte niemand Hoffnung, allein Gott half doch! Gurland überstand die Operation, und langsam, langsam erholte er sich, war er doch wie auf Liebeshänden getragen von der betenden und helfenden Teilnahme der treuen Mitauer Freunde. Erquickungen aller Art wurden in so reichem Maße gebracht und gesandt, daß er immer wieder seine Frau bat, doch den Kranken

nebenan davon zu bringen, und es gereichte ihm zur Freude, wenn sie ihm dann erzählte, wie das kleine, an der Schwindsucht hinfiechende Negermädchen nach den Früchten gegriffen, oder der arme kleine Judenknabe, dem der Fuß amputiert worden, mit seinem „O wai!“ „O wai!“ Geschrei aufhörte, wenn ihm die roten Kirschen hingehalten wurden.

Immer wieder sagte Gurland in rührender Dankbarkeit: „Ich habe es so viel besser als all die andern, daß ich Dich bei mir haben kann und so von allen Seiten verwöhnt werde.“ Ja, Teilnahme wurde ihm in so reichen Maße geboten, daß die Schwestern im Diakonissenhause sagten: „Der Pastor muß wohl ungemein geliebt worden sein, solche Nachfrage nach einem Kranken haben wir noch nicht erlebt. Täglich kommen Menschen aus Mitau herüber und fragen mit Tränen in den Augen nach seinem Befinden.“

All diese Liebe und wunderbare Fürsorge Gottes, daß alles, was nötig war, zur Zeit dargereicht, auch die Mittel zur Auslandsreise unerwartet geboten wurden, halfen das Schwere überstehen. Endlich konnten die beiden Kranken nach Badenweiler im Schwarzwalde gebracht werden, und die reine Bergluft, sowie das Liegen in der Sonne an der Berghalde, tat beiden sehr wohl.

Auf der Rückreise ward noch eine kleine Ruhepause bei der Tochter im Pastorat Sachten gemacht, und dann kam der große Ausbruch in den Süden.

Bitterschwer war der Abschied von Tochter, Sohn und Großkindern, und das Hinausziehen in die weite Fremde, aber das Bewußtsein, daß der Herr mitgehn und auch dort die Wege ebnen werde, erleichterte den schweren Schritt. Mutig hieß es: „Gott hat geholfen! Gott hilft, Gott wird weiter helfen!“

Letztes Wirken unter Israel.

Odessa ist eine sehr große schöne Stadt, die durch ihre Lage am Schwarzen Meere einen eignen Reiz erhält; die breiten Straßen sind von Akazien eingefaßt und hüllen die

Stadt im Frühjahr für einige Tage in einen weißen Blüten-
schleier und süßen Wohlgeruch.

Die gebildeten Stände verschwinden vollständig in der
Masse dunkelfarbigem Proletariats: Griechen, Türken, Armenier,
Bulgaren, Tscherkessen, Tataren und Perser, vor allem aber
sind die Juden in ganz außerordentlicher Menge vertreten und
zwar meistens Reformjuden. — Es zeigte sich Gurland gleich
zu Beginn seiner Tätigkeit eine große Dürre auf geistigem
Gebiet, und es bot sich ihm ein weites großes Arbeitsfeld, auf
dem er neun Jahre treu gewirkt. Es war überraschend, wie
bald sein Name und seine Adresse bekannt geworden und wie
viele herbeiströmten, immer wieder in stundenlangen Gesprächen
die unklaren religiösen Regungen ihres inneren Lebens dar-
zulegen und von ihm Aufklärung zu erbitten. Viele kamen
und gingen; bei sehr vielen war es nicht Heilsverlangen, sondern
der Wunsch eines leichteren, besseren Fortkommens, da dieses
den Juden auf Schritt und Tritt durch die unzähligen Be-
schränkungen von seiten der russischen Regierung erschwert wird.
Aber es gab auch liebe Seelen, die es aufrichtig meinten, und
die immer und immer wiederkehrten, bis der Herr auch ihren
Herzen das Licht aufgehen ließ. Zur Taufe sandte Gurland
sie dann meist nach Kischinew zu seinem hochverehrten geistigen
Vater Probst Faltin, der nach wie vor in großem Segen unter
Israel wirkte, bis auch er kränklichkeitshalber sein Amt nieder-
legen mußte. Da strömten dann auch die dortigen Proselyten
und Heilsbegierigen nach Odessa, und das steigerte sich, als die
judenthristliche Gemeinde in Kischinew durch den Tod ihres
Gründers Josef Rabbinowitsch, mit dem Gurland auch öfters
in freundschaftliche Berührung gekommen, sich ganz auflöste,
und als dann die Jahre der Hungersnot kamen und 1903 die
große Judenverfolgung über Kischinew hereinbrach; da kamen
die Bedrängten und Verfolgten in so großer Menge zu Gurland,
daß es fast seine Kräfte überstieg, auch nur alle anzuhören,
wieviel mehr für alle zu sorgen, und er immer wieder die
Hilfe seiner Freunde anrufen mußte.

Gurlands weiches Gemüt litt furchtbar unter all dem
Grauenhaften und Schrecklichen, das die Judenverfolgung brachte.

Er wurde ganz krank, wenn die armen Geflüchteten, mit schreckensbleichen Gesichtern sich um ihn drängend, von all den Grausamkeiten und Scheußlichkeiten erzählten, die sie miterlebt; er konnte es nicht anhören, und ihm wurde erst wohl, wenn die Liebe und Teilnahme der Missionsfreunde ihm immer wieder die Hände füllte, daß er wenigstens äußerer Not abhelfen konnte, und freudiger vermochte, den armen Verfolgten von der ewigen Liebe zu reden, die Heimsuchung gesandt, um die Herzen zu prüfen, zu läutern und zu sich zu ziehen. Diese schwere Zeit machte die Herzen vieler zugänglicher und brachte manche gesegnete Frucht. Ganz besonders lieb war ihm Joseph Feinstein, der ihm als Kolporteur ein treuer Gehilfe und Freund wurde und bei dessen plötzlichem Tode er tieferschütterter klagte: „Es ist mir leid um Dich, mein Bruder Jonathan.“ —

Die Mildmay-Mission in London, die sich die großartige und segensreiche Aufgabe gestellt, womöglich jedem Juden ein Neues Testament zu geben und dazu Tausende und abermals Tausende Neuer Testamente unentgeltlich verteilt, hatte auch Gurland mit dieser Aufgabe betraut, da er ja ununterbrochen mit Juden zu tun hatte.

Gleich zu Beginn seiner Tätigkeit hatte Gurland an alle evangelischen Geistlichen Rußlands eine dringende Aufforderung ergehen lassen, ebenfalls mitzuhelfen, und jedem Juden, mit dem sie in Berührung kämen, ein Neues Testament, das ihnen umsonst zugeschiedt werden sollte, zu geben, denn es sei doch: Ehrenschild und Dankespflicht der Christen, die das Heil und alle geistlichen Güter des Christentums Alten und Neuen Testaments von den Juden erhalten, diesen in der Irre Gehenden den Wegweiser zum Erlöser, das Evangelium, in die Hand zu geben. Von vielen Seiten wurde ihm freundliche Zustimmung ausgedrückt, und erging die Bitte an ihn, Neue Testamente in hebräischer Sprache und Jargon senden zu wollen.

Im Jahre 1900 wurde Gurland von der Mildmay-Mission zum Superintendenten all ihrer in Rußland angestellten Missionare ernannt, um diesen mit Rat und Tat beizustehen. Auf seinen alljährlichen Missionsreisen, die er gewöhnlich mit der Sommerreise zu seinen Kindern, oder einer notwendig gewordenen Bade-



©. Hirzenberg

Opfer der Judenverfolgungen.

kur im Auslande vereinigte, besuchte er dann in Berditschew, Minsk, Wilna und Warschau, die ihm zu lieben Freunden gewordenen Missionare, um mit ihnen die Missionsangelegenheiten zu beraten und sich herzlich über den Fortschritt dieser Tätigkeit zu freuen. An all' diesen Orten waren Bibel-Depots gegründet, in denen Neue Testamente und Schriften verkauft und verteilt und jedem Heilsuchenden Auskunft erteilt wurde.

Als Gurland, dessen Gesundheit allmählich nicht allen Anforderungen mehr genügen konnte, in dem Missionar Rosenberg einen lieben Gehilfen erhielt, konnte ein solches Depot auch in Odessa eingerichtet werden, und nun setzte Gurland alle Kräfte daran, die Mittel zu erbitten, um auch ein Asyl für die im Unterricht Befindlichen zu gründen, das zugleich als Arbeitsstätte der Proselyten und Versammlungsort dienen könnte, um diesen, so einsam und fremd unter den Christen dastehenden jungen Anfängern im Christentum eine Heimstätte und einen Halt bieten zu können. Eine Buchbinderei und Kofferwerkstatt wurde geplant und konnte, da Gurlands Bemühen von Erfolg gekrönt wurde, ins Leben gerufen werden, aber die Eröffnung des Asyls fand erst wenige Wochen nach Gurlands Heimgang statt.

Daß Gurlands letztes Wirken unter Israel ein so reich-
gesegnetes war, dankte er, nächst der Gnadenhilfe Gottes, der treuen Unterstützung so vieler lieber Missionsfreunde in England und Amerika, Schweden und Deutschland, Helsingfors, Petersburg, Reval, Dorpat, Mitau und vielen anderen Orten, wo unermüdblich fleißige Hände sich regten, um ihn mit dem Notwendigsten zu versorgen, und wo treue Herzen von Gott den Segen seiner Arbeit erslehten.

In einem seiner letzten Berichte heißt es:

»Wenn wir auf die Erlebnisse der verflossenen Arbeitsjahre zurückblicken, so müssen wir zur Ehre Gottes bekennen: die Arbeit ist nicht vergeblich gewesen. Allerdings von epochemachenden Erscheinungen, von Massenbekehrungen und Massenübertritten, von großen Volkserweckungen haben wir nicht zu berichten, wohl aber von Hunderten in Israel, welche die frohe Botschaft gehört, das Neue Testament gelesen, und von vielen einzelnen Seelen, die aus der Finsternis zum Licht hindurch-

gedrungen sind, und einige unter ihnen sind im festen Glauben an Jesum, ihren Retter selig heimgegangen und verherrlichten Gott in ihrem Tode.

Man erlebt viel schwere Stunden in der Arbeit an Israel, ein Acker, der jahrhundertlang Dornen und Disteln trug, erzeugt nicht in kurzer Zeit eine Weizenernte! Es gibt Zeiten, wo Gottes Wort nur Widerspruch und Unwillen zu verursachen scheint. Die Opposition gegen Christus dünkt mir oft das einzige Band zu sein, welches das zerstreute Israel gegenwärtig noch zusammenhält. Dieser Widerspruch und Widerwille gegen das Christentum vererbt sich wie eine böse Krankheit von Geschlecht zu Geschlecht und wird zu einem innern Bollwerk, das nicht leicht zu beseitigen ist; beruht doch der Talmud und die ganze hebräische Literatur auf einer christenfeindlichen Tendenz. Durch Vermengung von Wahrheit und Dichtung, Politik und Religion, von Erhabenem und Lächerlichem haben nicht nur die Feinde, sondern selbst die Freunde Israels mit unglaublichem Eifer sich gemüht und daran gearbeitet, nicht allein Israels politische Existenz zu vernichten, sondern auch sein inneres Leben zu verwüsten.

Je heller mir das Licht meines Glaubens scheint, um so dunkler erscheint mir die Nacht des Unglaubens und Aberglaubens meines Volkes. Das gegenwärtige Judentum hat etwas Halbes, Starres, Verkrüppeltes. Lauter Verheißungen ohne Erfüllungen, Hoffnungen ohne jeglichen Halt in der Vernunft. Es ist ein ewiges Verneinen und ein Haß gegen alle Völker, der auf Selbstgefälligkeit und Selbstgerechtigkeit gegründet ist. Daher bleibt die Geschichte der Mission an Israel die Geschichte eines großen religiösen Kampfes, der nur langsam vorwärts kommen kann.

Es ist wahr, das Volk, so wie es jetzt ist, mit menschlichen Augen betrachtet, gibt keine Hoffnung, sich jemals bessern zu wollen, aber was für uns nicht taugt, ist für Gott, wie es scheint, gut genug. Oder hat er es nicht wert geachtet, ihm seinen eignen Sohn zu schenken? Deshalb sollte dies verachtete und verstoßene, im Dunkel wandelnde Volk nicht bloß unsere Sympathie, sondern geradezu unser ganzes Herz und volle

Teilnahme verdienen. Und ganz besonders sollten wir Herz und Liebe denen zuwenden, die sich aus dem Dunkel heraussehnen und die ersten Schritte auf dem Wege zum Licht tun.

Ja, es ist wahr, Proselyten sind vielfach nicht anziehend für den Christen, der sie nicht verstehen kann, und der erwartet, daß die Taufe sie in liebliche Kinder des Lichtes wandeln sollte, ohne zu bedenken, daß auch ihm zu einem solchen noch manches mangeln mag. Gewiß ist die Taufe ein Bad der Wiedergeburt, aber wie der leibliche Mensch bei der Geburt hilflos, schwach und hilflos ist und sorgfältiger, liebevoller Pflege bedarf, weil er erst im Werden und Wachsen begriffen ist, so ist's auch mit dem getauften Juden. Es ist schwer für einen Christen, sich ein richtiges Bild von ihm zu machen, denn, wie Luther sagt, der alte Mensch taucht, obgleich er in der Taufe ertränkt worden, immer wieder auf und muß täglich wieder durch Reue und Buße eräuft werden. Er sieht gewöhnlich noch recht häßlich aus, weil der neue Mensch noch nicht fertig ist. Aber es gibt auch Nathanaelseelen, Israeliten ohne Falsch, die sich durch alle jüdischen Vorurteile hindurchringen und die, in die Herberge der christlichen Kirche geflüchtet, derselben zur Ehre gereichen. Sie gewähren einen Ausblick in die Zukunft Israels und Vollendung des Reiches Gottes.

Wer die neuesten religiösen Bewegungen besonders unter den Juden Süd-Rußlands und Oesterreichs beobachtet, der kann nicht mehr daran zweifeln, daß die Gefangenen Zions nach Erlösung seufzen und nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Jedenfalls scheint die Zeit nicht mehr ferne, wo nach apostolischem Ausspruche noch eine besondere Gnadenstunde für Israel schlagen und es sich in größerer Zahl zum Herrn bekehren und selig werden wird, nachdem die Fülle der Heiden in Zions Tore eingegangen ist.

Es stimmt mich traurig, wenn jüdische Theologen von der großen messianischen Idee sprechen und die christliche Moral, Bildung, Humanität und Aufklärung preisen, als ob das ganze Wesen des Christentums darin enthalten wäre. Das sind Früchte des Lebensbaumes, der Baum selbst ist Christus. Auf die Gewissensfrage: „Wie erlange ich Vergebung der Sünde?“ kann

die Antwort nicht lauten: „Ich bete an die Macht der großen Idee“, sondern: „Ich bete an die Macht der göttlichen Liebe, die sich in Jesu offenbart.“ Das Evangelium kann nicht mit der Vernunft erfaßt werden, es wendet sich an das nach Erlösung schmachtende Herz! —

Viele gebildete und urteilsfähige Juden, die mit Ehrfurcht von Jesus und seiner Lehre sprechen, sehen in dem Gegensatz zwischen Christentum und Judentum nur einen Kulturkampf, der mit dem Siege der Wahrheit enden muß.

Aber was hilft es, daß zugegeben wird, Jesus sei der größte Prophet, Sittenlehrer und Märtyrer gewesen, war er nicht der Sohn Gottes, so ist er ein Gotteslästerer gewesen und hatte den Tod verdient. Hier gibt es kein entweder-oder.

Die Juden behaupten, die Lehre der christlichen Kirche von der Gottheit Christi sei der Grund von Israels Unglauben; wenn die Christen aufhören wollten, die Gottheit Christi zu predigen, würde Israel mit Stolz ihn als den Messias, den Sohn Davids, anerkennen, den größten Mann seines Volkes. Sie meinen, es sei Starrsinn und Unbeugbarkeit der orthodoxen Christen, als Kern und Stern des Christentums die Lehre von der Gottheit Christi aufrecht zu erhalten.

Ist das Starrsinn, wenn ein Kranker, der lange Abhandlungen über Hygiene und Medizin gehört, ausruft: „Was helfen mir alle guten Ratschläge zur Erhaltung meiner Gesundheit, wenn ich krank bin? Ich brauche den Arzt, der meine Krankheit heben kann.“

Was die Juden von Christus annehmen wollen, ist seine Moral und Sittenlehre, ist eben Hygiene, aber wir brauchen einen Arzt, und die einzige Arznei, die uns von der Sünde heilen kann, ist Christi Blut. Wer das wahre Wesen der Sünde noch nicht erkannt hat als Trennung von Gott, für den bleibt auch der Sohn Gottes, das Lamm, das für unsere Schuld gebüßt, ein Rätsel. Gesunde bedürfen des Arztes nicht.

Mit hohem Interesse verfolge ich die neuen Geistesströmungen im jüdischen Lager hüten und drüben. Die Streiflichter, welche die zionistischen und adventistischen Bewegungen innerhalb des Judentums in so mannigfaltigen, wenn auch noch sehr

unbestimmten Farben erstrahlen lassen, sind doch für die Freunde des Reiches Gottes beachtenswerte Zeiterscheinungen. „Wir befinden uns unter dem Zeichen des „Werdens“, „Mache dich auf und werde Licht, denn dein Licht kommt.“ Das ist gegenwärtig der Ruf und das Panier der Vorwärtstrebenden in Israel, und darunter versteht man nicht nur: das Licht der Bildung, sondern vor allem die Wahrheit und Klarheit des Glaubens und Befreiung von geerbten Irrtümern, denn Stillstand ist Tod — Vorwärtstreben ist Leben.

Wir stehen vor einer ganzen Reihe von Fragen, an deren Spitze die religiöse und nationale steht. Der Zionismus hat das Nationalbewußtsein in Israel wachgerufen und sieht in der Wiederbelebung der hebräischen Sprache ein Erwachen des jüdischen Geistes aus langem Winterschlaf, eine Morgenröte, die einen herrlichen Sonnenaufgang, eine neue Ara verkündet.

Wir leben in einer Übergangsperiode, in der die Volksseele sich von vielhundertjähriger Vormundschaft befreien möchte. Es ist ein Kampf um Gewissensfreiheit; nicht mehr sollen Priester und Schriftgelehrte bestimmen dürfen, was man glauben und nicht glauben darf. Die Überzeugung bricht sich mehr und mehr Bahn, daß der wahre Glaube nicht als Erbgut der Väter angesehen werden darf, sondern durch gewissenhafte Untersuchung, sittliches Streben und persönliche Erfahrung errungen werden muß.

Darum will auch der Zionismus für keine Konfession Propaganda machen; aber in solcher Sturm- und Drangperiode ist's vor allem wichtig den sicheren Bergungshafen des Wortes Gottes fest im Auge zu behalten, und das gerade fehlt der zionistischen Bewegung. Sie ignoriert die messianische Frage vollständig. Die ganze Bewegung hat das Gepräge einer menschlichen Idee ohne göttliche Verheißung. Jeder Selbstbefreiungsversuch Israels aber beruht auf Täuschung. Höret des Herrn Wort: „Der Israel zerstreuet hat, der wird es auch wieder sammeln, und wird ihrer hüten wie ein Hirte seiner Herde“ (Jeremias 31, 10).

Auch die Geldsammlungen und Operationen widersprechen dem göttlichen Erlösungsplan. Ist's doch, als ob Jesaias auch

diesen Selbsterlösungsplan Israels vorausgesehen hätte, wenn er sagt: (Jeremias 52, 3) So spricht der Herr: „Umsonst seid ihr erkaufte und nicht mit Geld sollt ihr erlöst werden.“ Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße dessen, der die frohe Botschaft bringt: „Dein König kommt.“ Der König Israels ist aber kein anderer als Jesus von Nazareth, bei dessen Geburt verkündigt wurde: (Luk. 1, 32) „Er wird ein König sein über das Haus Jakobs ewiglich und seines Königreichs wird kein Ende sein.“

Ja, Jesus ist der König der Juden, daran hat keine Macht etwas ändern können, und solange Israel jenes schreckliche: „Kreuzige ihn“ nicht widerruft, sind alle Versuche zu seiner Auferstehung vergeblich, denn „ohne mich könnt ihr nichts tun,“ sagt Christus.

Aber gerade weil der Zionismus alle konfessionelle Überzeugung ausschließen will, könnte es wohl geschehen, daß die konfessionslosen Gebildeten von der großen Masse, die noch am Glauben der Väter festhält, hinausgedrängt werden, und die Bewegung doch einen religiösen Charakter annimmt und schließlich in die von den Propheten vorgezeichnete Bahn wird hineinlenken müssen. Jedenfalls wird der Zionismus noch manche Entwicklungsphase zu durchleben haben, bis er den Willen Gottes erkannt hat.

Ich betrachte die gegenwärtigen Bewegungen in Israel nach dem Bilde von Hesekiel 37, und mich dünkt, wir sind erst beim 7. Verse angelangt, wo es heißt: „Und siehe da rauschte es, und siehe es regte sich, und die Gebeine kamen wieder zusammen, ein jegliches zu seinem Gebeine, es war aber noch kein Odem in ihnen“ (Jesaias 32, 15). „Bis daß über sie ausgegossen werde der Geist aus der Höhe.“ Diesen Gottesodem vermissen ich noch in all den Bewegungen hüben und drüben, und betrachte sie daher als Vorstufen der Auferstehung Israels.

Ich verfolge die zionistische Bewegung mit warmem Interesse und horche aufmerksam auf die Urteile der jüdischen Presse, aber man bekommt viel Unklares, Verworrenes und Phantastisches zu hören. Bei aller Anerkennung des redlichen Willens

„An mir und meinem Leben
Ist nichts auf dieser Erd',
Was Christus mir gegeben,
Das ist der Liebe wert.“

Dies ist der lichte Abendstern, der einem alten Christen leuchtet, derselbe, der ihn einst in der Taufe als Morgenstern begrüßt: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.“

Das macht das Alter zur Jugend: „Wenn sie gleich alt werden, die in den Vorhöfen des Herrn gepflanzt sind, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein.“ Psalm 92, 14. Die Kunst, wieder jung zu werden, nachdem man alt geworden ist, kann nur in der Schule Jesu gelernt werden. Die Blätter des Baumes, der an den Wasserbächen des Wortes Gottes gepflanzt ist, welken nicht.

Durch die herzliche Barmherzigkeit Gottes hat uns besucht der Ausgang von der Höhe. Luk. 1, 78. Dieser geistliche Sonnenaufgang ist's, der das Alter so friedevoll, freudvoll und lichtvoll macht als Feierabend vor dem großen Sabbat. Ob der äußerliche Mensch verweset, so wird doch der innerliche von Tag zu Tag erneuert (2. Kor. 4, 16). „Darum werden wir nicht müde“, bezeugt der Apostel im Namen aller Nachfolger Jesu.

Hier ist das Geheimnis der ewigen Jugend. Statt wie Lots Weib rückwärts auf entschwundene Herrlichkeit zu schauen, oder zu klagen: „Es ist alles eitel“, richtet man den Blick vorwärts und aufwärts zum Vater des Lichts mit Loben und Danken für die lebendige Hoffnung, das unvergängliche Erbe, das wir in dem auferstandenen Heiland haben.

Inmitten des heranwachsenden Geschlechts steht das graue Haupt als lebendiger Zeuge göttlicher Treue, als Herold der ewigen Wahrheit, welche sich ihm unter tausendfachen Erfahrungen immer und immer wieder bestätigt hat. Wohl macht auch dem alten Herzen die Sünde noch zu schaffen, unter Kreuz und Beschwerden des Alters wird die Seele von Satans Engel oft hart bedrängt und der freie Glaubensausblick ihr oft verdunkelt, aber sie lernt die Anfechtung als eine hohe Schule

ansehen, in der es sich handelt um die Lektion: „Laß dir an meiner Gnade genügen“, und sagt sich: „Herz, freu' dich! du sollst werden vom Jammer dieser Erden und Sündenelend frei.“

Dann tritt der Abendstern Jesu wieder aus den Wolken hervor, und das dunkle Thal färbt sich im Morgenglanz der Ewigkeit: „Das Ziel ist nahe!“

Wohl ist sie schön, die fromme Jugend, reich an harmlosen Freuden auch in der ärmsten Hütte, wenn nur wahre Gottesfurcht, Glaube und Liebe, Zucht und Sitte darin wohnen. Aber ist es weniger schön, das Bild eines Moses mit ergrautem Haupte, wie er die Wüstenwanderung hinter sich, vom Berge Nebo ins Gelobte Land hinüberschaut?

Oder weniger schön das Bild eines Simeon mit seinem Schwanengesang, seinem Lebewohl an das Leben: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen.“

Oder weniger schön das Bild eines Johannes, wie er als hundertjähriger Greis sich in die Gemeinde tragen läßt, um, zu schwach zum Predigen, derselben nur das eine zuzurufen: „Kindelein, liebet einander.“ Oder wie er das letzte Blatt seines Buches mit dem Gebetsruf endet: „Amen! ja komm, Herr Jesu.“

Diese Aufzeichnungen, die wir unter den Papieren des Heimgegangenen gefunden, lassen uns einen Blick tun in das innere Seelenleben seiner letzten Lebensjahre. Außerlich verfloßen sie still und einsam, in großer Zurückgezogenheit von der Welt. Er lebte hauptsächlich am Schreibtisch, sich ganz der Missionstätigkeit widmend; hier schrieb er für die amerikanischen und englischen Missionsblätter, hier empfing er auch die Juden, Proselyten und andere Heilsuchende, zu denen sich öfters „Brüder“ aus den verfolgten Stundistengemeinden gesellten, und in dem stillen Schreibzimmer des leidenden Mannes ist manch Samenkorn gestreut worden, das einst Frucht tragen wird, und mancher Segen hinausgeströmt in die laut bewegte Welt.

Eine große Freude war es ihm, wenn ein lieber Freund ihn zu einem Plauderstündchen besuchte und wie er scherzend



Das Silberpaar.



Gurlands Grab.

und jeder neue Plan ihm unausführbar schienen. Die Leiden steigerten sich und die Kräfte nahmen ab, so sah er sich gezwungen abzulehnen, als im Januar 1904 die Bitte an ihn gerichtet wurde, zum 40jährigen Festtag des Petersburger Asyls für israelitische Mädchen die Festrede zu halten. Ihm lag diese Judenmädchenschule ganz besonders am Herzen; aber die weite Reise in den hohen Norden, zumal mitten in der Winterkälte, war nicht möglich. In seinem Absagebrief schreibt er:

»Wie gerne hätte ich dies 40jährige Dankfest bewegten Herzens mitgefeiert, bildet doch das Jahr 1904 auch für mich einen wichtigen Lebensabschnitt, indem ich auf eine 40jährige Pilgerschaft zurückblicke, seitdem der Herr, mein Erlöser und Heiland, mir erschien und sprach: „Folge mir!“ Auf die Frage wie es mir seitdem ergangen, kann ich nur antworten: „Es war ein lichter Weg, reich an Segnung im Amte, Hause und Herzen, wenn es auch oft durch viel Kreuz ging und noch jetzt durch Kampf und Dunkel hindurchgeht. Aber das Licht ging immer wieder auf nach dem Dunkel und fehlte nicht im Dunkel. Mancher Leidenszug offenbarte sich bald als Liebeszug Gottes. Ihm allein gebührt die Ehre.“«

Still und friedlich war sein Leben verborgen und geborgen in Gott, daher vermochte er auch klaglos und still die zunehmenden Leiden des Alters zu tragen; es war ihm so recht aus dem Herzen gesprochen, was eine alte Freundin ihm über das Altwerden schrieb: „Es ist eines der wunderbaren Probleme des Menschenlebens, dieses Abnehmen des äußeren Menschen, beim immer völligeren Ausreifen des innern. Oder würde ohne dieses Abnehmen die reife Frucht nicht zu der Milde und Süßigkeit gelangen, die sie für andere heilsam macht?“

Welch ein Segen sind alte Christen. Sie sind den tiefen Weg gegangen, von dem es heißt, „es geht durch Sterben nur“. Auf diesem Wege sind sie dazu gekommen, tiefes erbarmendes Verständnis für diejenigen zu haben, die noch mitten im Kampfe stehen, und lernten weise geduldige Liebe üben, echte selbstlose Liebe um Jesu willen.“

Allein, ging es mit dem Körper auch abwärts, die Seele erhob sich immer mehr aufwärts, heimwärts.

Ich halte dafür, daß die Leiden dieser Zeit nicht wert sind der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbart werden. Das kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben; und lieben kann jeder, auch der Elendste, mehr verlangt Gott nicht.«

Die Lungen verschlimmerten sich immermehr. Der Arzt verordnete dies und jenes; es wollte nichts Erleichterung schaffen und doch meinte er, Gurland würde bald genesen, und eine Kur in Obersalzbrunn ihm gut tun. Gurland selbst sah sein Leiden von Anfang an viel ernster an, und wenn seine Frau, um ihn zu zerstreuen und aufzuheitern, von der Auslandsreise zu reden begann und meinte, auf der Rückreise müßten die lieben Kinder in Irmlau besucht werden, da der fünfte Sohn, wie alle anderen, dort von Bielenstein eingeseget werden sollte, dann sah er sie lange ernst an und sagte: »Ich mache nur eine Reise noch!« und sein Blick richtete sich fast sehnsüchtig nach oben.

Hatte er doch schon im Beginn seiner Krankheit, — einen Monat vor seinem Tode, einer lieben Freundin geschrieben:

Den 16. April 1905. Stiller-Sabbat.

»Eine böse Influenza erlaubt mir nicht, das Zimmer zu verlassen, da denke ich an die Worte (Luk. 23, 54): „Und der Sabbat brach an.“ Der große Sabbat brach an für ihn, den Sohn Gottes, der sein Erlösungswerk vollbracht, und durch ihn auch für uns. Unter seinem Kreuze bricht der Sabbat für alle seine Glieder an, damit auch wir ruhen dürfen von aller Sünde und Not.

Es sind seltene, aber dafür unaussprechliche schöne Augenblicke, wo man im Geiste die glänzenden Tore der goldnen hochgebauten Stadt offen sieht und sich freut auf das Daheim beim Vater. Gelobt sei Jesus, der uns die Augen geöfnet für solche Herrlichkeit.

Ja, es ist eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes. Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft.

O selige Sabbatruhe, durch welche Du uns die ewige Ruhe erworben.

Es gelang dem Arzt, die Entzündung zu heben, und den ankommenden Kindern konnte die frohe Botschaft entgegengerufen werden: „Es ist Hoffnung da!“

Es war ein ergreifendes Wiedersehen, und die rührende Sorgfalt, mit der alle Kinder sich der Pflege widmeten und in leiser, umsichtiger Art für Erleichterung und Erquickung sorgten, tat dem Kranken sehr wohl, und verschönte seine letzten Lebenstage. —

Lieferschüttert standen sie an seinem Schmerzenslager, staunend über den stillen Frieden, der über ihm ruhte, daß selbst in Qualen, die ihnen das Herz zusammenschürzten, nie eine Klage oder ein Wort der Ungeduld ertönte, wohl aber liebevolle Worte des Bedauerns, daß sie in ihrer Nachtruhe gestört worden und es schwer hätten. Elf Tage durften sie noch um ihn sein und das schöne Bild eines gottergebenen, klaglosen Leidens, eines willigen, freudigen Sterbens, als Segen für ihr ferneres Leben mitnehmen.

Der Arzt fand täglich Besserung im Zustand der Lunge; als der Kranke seinen ermutigenden Versicherungen nicht recht zu glauben schien, sagte er ihm freundlich lachend: „Nun, Herr Pastor, Sie sind mir am Ende gar böse, daß ich Sie durchgebracht habe?“ Müde neigte Gurland das Haupt zur Seite und flüsterte: »Beinahe!« Den Seinen sagte er: »Um euretwillen will ich leben, wenn's sein muß, um meinetwillen nicht.«

Oft ließ er sich das Lied vorlesen:

„Mein Heiland ich bin müde,
Bring Du Dein Kind zu Bett,
Und laß mich ruhn in Friede,
Wie ich es gerne hätt!“ —

Dem „Pilger zur Heimat“ schien es schwer, stillzustehen vor den Toren Jerusalems, in die einzugehen seine Seele so großes Verlangen hatte.

Wohl war die Lungenentzündung gehoben, das konstatierte auch der zugezogene Arzt, allein die Kräfte wollten sich nicht heben, immer schwerer wurde das Atmen, selbst die Sauerstoffkissen schafften keine Erleichterung mehr; da er sich wundgelegen, ward jede Lage zur Tortur, er mußte aller paar Stunden in

selbst dem Schluchzen wehrend, lauschten sie den letzten schweren Atemzügen, die immer seltener und leiser wurden, bis auch der allerletzte verweht. Lautlos weilten sie an der Friedensstätte, wo der müde Kämpfer den letzten Sieg errungen; in sanftem, mildem Schmerz dankten sie dem Herrn, daß er seinen Diener zu sich gerufen, aus dem Dunkel des Todes in das ewige Licht.

Am Sonnabend den 21. Mai 1905 war er heimgegangen; so ward ihm der Sabbat zum ewigen Ruhetag, und er durfte den Auferstehungssonntag schon droben bei seinem Herrn feiern, nach dessen Angesicht er sich so sehr gesehnt. Der Telegraph brachte die Trauerkunde nach Mitau, und Sonntag nach dem Gottesdienst teilte der Prediger der St. Trinitatisgemeinde den Heimgang ihres einstigen Seelsorgers mit. Schluchzen füllte die Kirche, und Worte aufrichtigen Schmerzes wurden nach Odessa telegraphiert mit der innigen Bitte, dem geliebten Hirten die Ruhestätte in Mitau zu bereiten.

So wurde denn am Montag der Sarg mit großem, teilnehmendem Geleite und vielen Tränen all seiner Proselyten zum Bahnhof geleitet. Es war staunenswert, welche allgemeine Anerkennung und Verehrung dieser stille einsame Dulder sich erworben. Juden und Christen hatten ihm etwas abgeföhlt von der Liebe, von der Pastor Lockenberg-Odessa in der Einsegnungsrede sprach, nachdem er gesagt, daß er wenig von der Lebensgeschichte des Heimgegangenen wisse, aber die eine große Tat seines Lebens kenne: daß er sich von der Liebe Jesu habe besiegen lassen! und was das bei einem strenggläubigen ernstern Israeliten sagen wolle, könne nur der verstehen, der Einblick in das Leben dieses Volkes habe; der Heimgegangene habe aber nicht nur sein Herz von der Liebe Jesu bezwingen lassen, sondern diese Liebe auch zum Wahrzeichen seines ganzen Lebens und Wirkens gemacht. Er sei getrost und freudig durch das dunkle Tal des Todes gewandert, weil Jesus sein Stecken und Stab gewesen; er habe nach dem Abendmahl laut den Herrn gepriesen, daß er heimgehen dürfe, und damit ein Zeugnis abgelegt, daß er sein Leben lang sich auf diesen Moment vorbereitet und sich gefreut, zu Gott zu

Auch im Balttenlande begannen die Greuelthaten, stand doch an Gurlands Sarge in Mitau sein Amtsbruder, Pastor Gustav Seesemann mit schmerzenden Gliedern, eines der ersten Opfer brutaler Mißhandlung der Geistlichen durch das aufgewiegelte Volk. In wilden Horden durchzog es das Land, in immer zügelloserem Nationalhaß die Deutschen verfolgend, ihr Eigentum zerstörend und verbrennend und viele von ihnen ermordend, so daß auch Gurlands Kinder oftmals in Gefahr schwebten; ihn selbst aber hatte Gottes Gnade nach seiner Verheißung mit Frieden heimgenommen, vor dem bösen Ungewitter, daß seine Augen das Unglück nicht sehen sollten, sein Herz nicht leiden sollte unter der Zerstörung der alten Heimat, unter der Herrschaft der Bosheit. Wohl ihm! er weilte geborgen bei seinem Herrn. —

In vielen Blättern wurde Gurlands Heimgang betrauert, und ihm ein ehrender, dankender Nachruf gewidmet, in der Mitauer-, Rigaer-, Petersburger-Zeitung, in englischen, amerikanischen, deutschen und schwedischen Missionsblättern, selbst in russischen und hebräischen Zeitungen stand viel Anerkennendes, aber vor allem ward gepriesen die Liebe, mit der er jedem begegnet, mit der er Israel bis zuletzt geliebt, und mit der er seinem Herrn so treu gedient. Es war dies der Widerschein der Liebe Jesu, die in seinem Herzen brannte, und zu dieser Liebe ist er nun eingegangen und weilt in ewiger Sabbatruhe bei seinem Herrn!

Wir schließen mit einigen Worten, die Gurland einst über das Scheiden seinem, nun droben mit ihm vereinten, Freunde Max B. geschrieben:

»Das Scheiden bleibt immer ein bitteres Weh, allein es ist ein fröhliches Wiedersehen uns verheißen von dem, der die Auferstehung und das Leben ist, darauf bauen wir, darauf leben und sterben wir. Unsere lieben Entschlafenen predigen uns mit ihrem Sterben die große Wahrheit: „Gott ist die Liebe,“ denn sie sind die Zeugen der großen, des ewigen Gottes würdigen Pädagogik, die sich auch an uns vollzieht und nicht anders ihre Zwecke erreichen kann, als daß auch unserem Hause und Herzen der bittere Kelch des Trennungschmerzes eingeschenkt wird.

Durch ziehende und erziehende Gottesliebe ist der Tod unserer Lieben deren letzte Tat für uns geworden. Sie sind Liebespfänder, die der Herr genommen, um sich unseres Liebesgehorsams und unserer Treue zu versichern, das Seil, womit Gott unsere Herzen himmelan zieht!«



Inhaltsverzeichnis.

Geleitwort	Seite III
----------------------	--------------

I. Teil: Licht im Dunkel.

Einleitung	3
Vorgeschichte	4
Bilder aus der Kindheit	9
Ernste Anstalten zur Himmelfahrt	13
Jugendzeit	16
Drei Briefe eines Sechzehnjährigen	19
Innere Kämpfe	32
Glaube und Aberglaube	37
Verlobung	45
Trübsalsfluten	52
Von Brüdern verraten und verkauft	57
Ruhelos	65
Gott sprach: „Es werde Licht“ und es ward Licht	69
Irrlehren des Talmud	79
Die Taufe	92

II. Teil: Licht nach dem Dunkel.

In einer neuen Welt	99
Freundschaft	104
Eintritt ins evangelische Amt	122
Wiedergefunden	131
Eine neue Heimat	141
Bilder aus der Missionsarbeit	145
Ein schwerer Schlag	159
Häusliches Glück	166
Segen im Amt	179
Durch viel Leid	188
Letztes Wirken unter Israel	196
Heimgang	205



Im Verlag von E. Ludwig Ungelenk, Dresden, erschien ferner:

Dr. Ernst Siebels Lebenserinnerungen.

(Wie einer jung war und jung blieb.)

Kart. M. 2.40, geb. M. 3.20.

Ein echtes Familienbuch für jung und alt! Die reichbewegte Jugend, die weit ausgebreiteten Reisen, der 40 jährige Aufenthalt in Tharandt, der noch arbeitsreiche Lebensabend, das alles zieht an uns vorüber, und wir freuen uns an den wechselnden, lebensfrischen Bildern, die viel interessante Einzelzüge aufweisen.

Neben dem tiefen Ernste spricht auch ein erquicklicher Humor aus dem Buche, das kein Leser unbefriedigt aus der Hand legen wird. Theolog. Literaturblatt.

..... nicht eine Zeile langweilig, da hat alles Fleisch und Blut, Frische und Farbe, da möchte man nur immer weiter lesen, nur immer mehr hören. Das ist der einzige Fehler des Buches — es ist zu kurz, obgleich gerade diese knappe, gedrängte Darstellung eine Stärke ist. Ein heiliger Ernst, ein herrlicher Humor durchzieht das ganze Buch. Bald möchte man weinen wie ein Kind, bald lachen wie ein Kind. Und wie reich ist dieses Leben, wie ist es ein klassischer Beweis dafür, daß wahres evangelisches Christentum nicht weltflüchtig, sondern weltoffen und weltüberwindend ist, daß es jung macht und jung erhält. Pastoralblätter.

Aphorismen und Sinnsprüche

von Anna Dig.

Kart. M. 1.—, fein geb. M. 1.80.

Ein getroster, auch in Schmerzen erprobter Gottesglaube spricht sich in den meist ganz kurzen Worten aus. Die Dichterin und das edle, für alles Große begeisterte, opferfreudige Frauenherz blickt uns an. Ein feines Buch für stille Stunden.

Neues säch. Kirchenblatt.

Die Küsterglocke von Mönchheim.

Auf verlorenen Spuren einer Sippe, von Karl Kelber.

Geb. M. 1.25.

In einer kernigen, gedanken- und gefühlgesättigten Sprache erzählt Kelber die Geschichte der Glocke und damit die des Dorfes und seines Küsters. Sein Buch gehört zu jenen, die uns hinführen zu den Herzen unserer Väter und uns mahnen, ihr Erbe zu bewahren auf Kindeskind. Koehlers Weihnachts-Katalog.

Es ist nicht ein Buch, das man liest und dann für immer beiseite legt, man wird's immer wieder einmal lesen, um sich von neuem zu freuen an der gefundenen Luft, die einem daraus entgegenweht. Deutsche Dorfzeitung.

Der Korrektor.

Szenen aus dem Schattenspiel des Lebens,
vorgeführt von Heinr. Steinhausen.

6. wohlf. Auflage. Geb. M. 1.50.

Das Werk eines Meisters der Kleinkunst, eines echten Mannes, Christen und Poeten und obendrein eines Humoristen von Gottes Gnaden. Nachdenklichen Leuten hat er viel zu sagen.